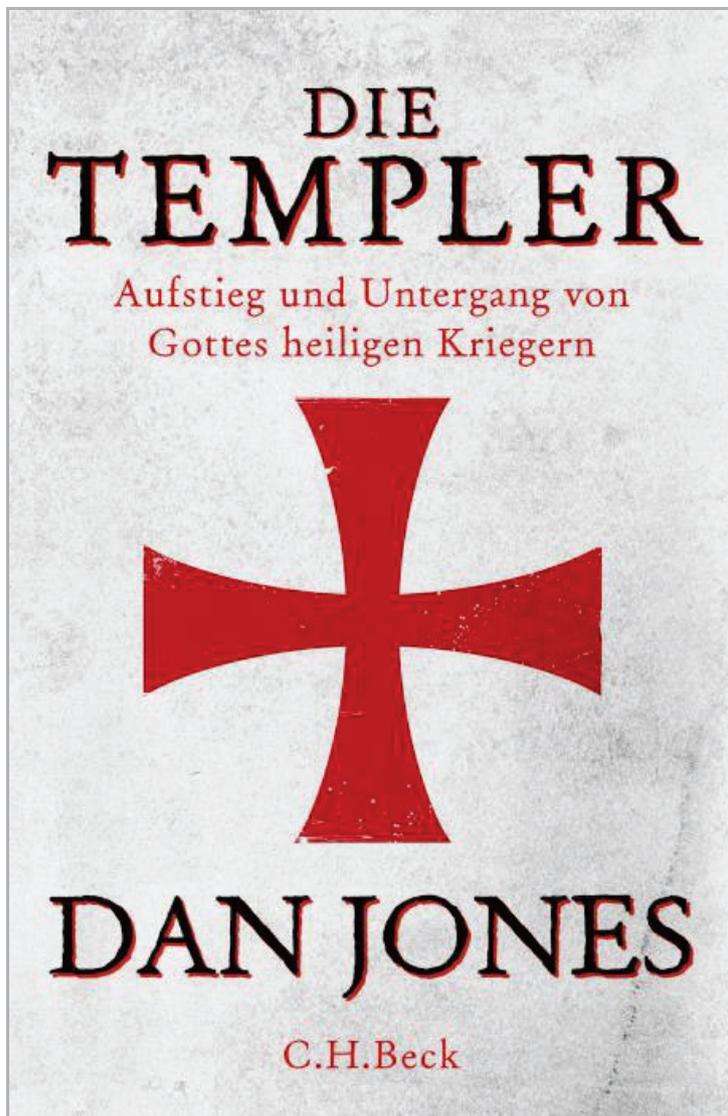


Unverkäufliche Leseprobe



Dan Jones

Die Templer

Aufstieg und Untergang von Gottes heiligen
Kriegern

2023. 508 S., mit 28 Abbildungen in Farbe und 9 Karten
ISBN 978-3-406-81444-0

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/36268009>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

Dan Jones
Die Templer

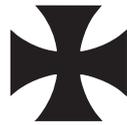




Dan Jones

Die Templer

Aufstieg und Fall von
Gottes heiligen Kriegeren



*Aus dem Englischen
von Andreas Nohl*

C.H.Beck

Titel der englischen Originalausgabe:
«The Templars. The Rise and Fall of God's Holy Warriors»
Copyright © Dan Jones 2017
Zuerst erschienen 2017 bei Head of Zeus Ltd, London



Mit 28 Abbildungen
und 9 Karten (© Peter Palm, Berlin)

Autorenfoto: Andrea Tajti

Für die deutsche Ausgabe:
© Verlag C. H. Beck oHG, München 2019
Gesetzt aus der Adobe Jenson Pro
und der Galahad bei Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: Beltz, Bad Langensalza GmbH
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg
Umschlagmotiv: Shutterstock
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)
Printed in Germany
Werbemittel-Nummer 257667

www.chbeck.de

Über das Buch

Pilger – Soldaten – Bankiers – Ketzer

Sie begannen als Pilger, kämpften als militärische Elite, bereicherten sich als Bankiers und endeten als Häretiker: Der britische Historiker Dan Jones hat die Quellen zu den Templern neu gelesen und bietet mit diesem Buch ein Meisterstück an historischer Erzählkunst: auf dem neuesten Forschungsstand, mit sicherem Gespür für außergewöhnliche Episoden und spannend von der ersten bis zur letzten Seite.

Jerusalem 1119. Eine kleine Gruppe von Rittern sucht nach dem Ersten Kreuzzug nach einer neuen Aufgabe und gründet die «Arme Ritterschaft Christi und des Salomonischen Tempels zu Jerusalem», um Jerusalem-Pilger zu beschützen. Schon bald beginnt ein wundersamer Aufstieg: Die neuartigen Kriegermönche werden zur militärischen Eliteeinheit, die für die Kreuzfahrerstaaten im Heiligen Land kämpft. Landgüter in Europa, horrendes Lösegeld und Tribute sorgen für sprudelnde Einnahmen. Die «arme Ritterschaft» wird zum Bankhaus, von dem Kaufleute und Könige in Orient und Okzident abhängig sind. Doch der sagenhafte Reichtum weckt Begehrlichkeiten. Es beginnt die Zeit der Verfolgung. Der letzte Großmeister verbrennt 1314 auf dem Scheiterhaufen.

Dan Jones versteht es meisterhaft, den Leser ganz in die Zeit der Kreuzzüge hineinzusetzen und zugleich die kritische Distanz zu den Quellen zu wahren. Wer sein eindrucksvolles Buch gelesen hat, wird verstehen, warum Aufstieg und Untergang der Tempelritter seit dem Mittelalter und bis heute die Phantasie beflügeln.



Der Autor

Dan Jones

ist ein britischer Historiker, Journalist und Schriftsteller, der sich vor allem mit dem Hochmittelalter beschäftigt. Seine Geschichte der britischen Dynastie der Plantagenets wurde als «a real-life Game of Thrones» (*Wall Street Journal*) gerühmt, schaffte es auf Platz 1 der *New York Times* Bestsellerliste, wurde in viele Sprachen übersetzt und als TV-Serie verfilmt. Einen ähnlichen Erfolg hatte sein darauf folgendes Buch über die Rosenkriege. Auch seine magistrale Darstellung der Templer hat es kurz nach Erscheinen auf die *New York Times* Bestsellerliste geschafft.

Dan Jones schreibt regelmäßig für große Zeitungen und Zeitschriften wie den *London Evening Standard* und die *Sunday Times* und war an mehreren großen historischen Dokumentarfilmen beteiligt.

Der Übersetzer

Andreas Nohl

arbeitet als Schriftsteller, Übersetzer, Herausgeber und Literaturkritiker. Er wurde vielfach ausgezeichnet, u. a. mit dem Literaturpreis der Jürgen Ponto-Stiftung für sein Erzählungsbuch *Verfolgung des Bartholomé* und dem Heinrich Maria Ledig-Rowohlt-Preis für seine Neuübersetzungen von Klassikern wie Mark Twain, Robert Louis Stevenson, Bram Stoker, Rudyard Kipling, Jack London und Edgar Allan Poe. Andreas Nohl hat u. a. für *Die Zeit* und die *Neue Zürcher Zeitung* geschrieben und ist Herausgeber der Literaturzeitung *Augsburger Satyr*.

Stimmen zu «Die Templer»

«Eine frische, kräftige, packende Geschichte des wichtigsten geistlichen Ritterordens der Kreuzfahrerzeit, die skrupulöse Wissenschaft mit erzählerischem Charisma verbindet.»
Simon Sebag Montefiori

«„Ein temperamentvolles, wohlproportioniertes, kurzweiliges Buch. Der Autor hat sich vorgenommen, die Geschichte der Templer geradlinig zu erzählen und dabei <zu unterhalten und zu belehren>. Genau das ist ihm gelungen.»
Peter Frankopan, The Daily Telegraph

«Dan Jones ist ein Entertainer, aber auch ein ernsthafter Historiker. Nur selten ist seriöse Wissenschaft so leicht zu lesen.»
The Times, Book of the Year

«Dan Jones hat aus der dramatischen Geschichte der Templer von ihren Anfängen als geistliche Ritter bis zu ihrer tragischen Zerstörung durch den französischen König und den Papst einen mitreißenden Pageturner gemacht. Das Buch ist tief berührend und zugleich eine abschreckende Warnung vor Machtmissbrauch durch Verfolgung und Lügen.»
Philippa Gregory

«Die Geschichte der Templer, dieser heiligen Krieger in Reinform, ist eine außergewöhnliche Saga über Fanatismus, Tapferkeit, Heimtücke und Verrat. Und mit Dan Jones haben Sie ihren würdigen Chronisten gefunden. *Die Templer* ist ein großartiges Buch!»
Bernard Cornwell

Stimmen zu «The Plantagenets»

«Jones' Darstellung ist fesselnd und lesbar – eine besondere Leistung, wenn man die Lücken in den Quellen bedenkt und die Zeitspanne von 300 Jahren – und zugleich mit aller akademischen Akribie erforscht. Das Ergebnis ist eine unterhaltsame, oft erschütternde Reise durch eine blutige, unsichere Zeit, in der viele der Grundlagen des englischen Königtums und des anglo-amerikanischen Verfassungsdenkens ausgebildet wurden.»

The Washington Post

«Meisterhaft schwungvoll, bezwingend erzählt, das ist narrative Geschichte auf höchstem Niveau.»

Simon Sebag Montefiore

«Der Beweis dafür, dass es heutige Geschichtsschreibung in Stil, Witz und Chuzpe mit der mittelalterlichen Welt aufnehmen kann.»

The Observer

«Ein farbiges, unwiderstehliches Buch über eine farbige, unwiderstehliche Dynastie, gegen die die Tudors wie Schmusekätzchen wirken. *The Plantagenets* ist auf dem neuesten Forschungsstand erzählt, reich an anschaulichen Details und Szenen. Man riecht förmlich die salzige See, wenn das Weiße Schiff sinkt, und hört die Schreie der Gemarterten an der Hinrichtungsstätte von Tyburn.»

USA Today

«Ein wunderbarer Ritt durch die englische Geschichte. Machtvolle Persönlichkeiten, lebhaft Beschreibungen von Schlachten und Turnieren, Frauen in feinen Samtkleidern und Ritter in glänzender Rüstung bevölkern die Seiten dieser höchst fesselnden Erzählung.»

The Evening Standard

Der Aufstieg und spektakuläre Fall der Templer

*Ein Interview
mit Dan Jones*

Die naheliegende Frage gleich am Anfang lautet natürlich: Warum die Templer? Das Thema unterscheidet sich doch deutlich von Ihren bisherigen Themen.

Bei meinen früheren Büchern ging es immer um England im Mittelalter; ein Thema, auf das ich immer wieder zurückkommen werde und das mir sehr am Herzen liegt, aber ich hatte schon ziemlich viel abgedeckt und wollte vermeiden, mich zu sehr festzulegen. Ich wollte einfach mal etwas anderes machen, das sich aber auch nicht zu sehr unterscheiden sollte. Von den Templern hat schon fast jeder einmal gehört, wenn er *The Da Vinci Code* (deutsch: *Sakrileg*) gelesen oder den Film gesehen oder *Assasin's Creed* gespielt hat. Und das ist wichtig, weil ich die Leute für das Thema begeistern will. Das war immer mein Antrieb, die Leute zum Lesen zu bringen, zum Nachdenken, ihnen Spaß an mittelalterlicher Geschichte zu vermitteln. Und dann die Gelegenheit, meinen geographischen Radius zu vergrößern, weil die Geschichte in so vielen Regionen spielt, von Syrien, Palästina, Ägypten, dem heutigen Libanon, Israel und Zypern bis nach Ungarn, Italien, Spanien, Portugal, Frankreich, England, Irland und Schottland. Eine ganz schöne Spanne. Das gefiel mir natürlich, nachdem ich ziemlich lange über England geschrieben hatte. Das ist eine monumentale Geschichte, aber eine in sich geschlossene,

denn der Templerorden fand ja irgendwann ein Ende. Es gab also einige Gründe, die das Projekt für mich attraktiv machten, und die Arbeit war ein großes Vergnügen. Wirklich. Ich hatte schon lange nicht mehr so viel Spaß wie bei der Arbeit an diesem Buch, weil ich so viel Neues für mich herausfand. Ich arbeitete mit neuen Quellen. Ich lernte sehr viel, das war wie – Sie kennen das sicher – Sie schauen doch bestimmt *Game of Thrones*, oder?

Na klar.

Das Gefühl, das man vor allem bei den älteren Staffeln hatte, die viel in Westeros oder im Norden handelten. Dafür wurde viel in Nordirland und auf Island gedreht, und plötzlich ist man in Dorne und die Optik ändert sich komplett und man befindet sich in einer ganz anderen Welt. Das fand ich richtig cool.

Und was sagen uns die Templer heute?

Es klingt manchmal schon etwas überzogen, wenn Historiker aufgeregt auf und ab springen und erklären: «Hey, mein Buch ist total relevant für die heutige Zeit.» Andererseits ist das auch verständlich, genauso, wie wenn viele Historiker zu Recht genervt auf das Wort oder die Frage reagieren: «Inwiefern ist das heute relevant?» Ich bevorzuge daher einen etwas anderen Begriff, den Begriff «resonant». Es gibt Aspekte in der Geschichte der Templer, die meiner Ansicht nach wirklich zeigen, dass sich unsere Verhaltensweisen, Ambitionen und Bestrebungen in den letzten acht- oder neunhundert Jahren nicht grundlegend verändert haben, auch wenn Glaubenshaltungen, Kleidung und Sprache anders sind. Wir reden immer noch über sich überschneidende Konflikte im Nahen Osten, die auf eine lange Geschichte zurückgehen. Es gibt einen Konflikt zwischen Sunniten und Schiiten, auf den westliche, christliche Mächte Einfluss nehmen, in den sie ihre militärische Macht einbringen. Das ist ein Aspekt, über den muss man nicht lange nachdenken – man erkennt schnell, dass wir es heute immer noch mit ähnlichen Problemen zu tun haben.

Außerdem findet man bei den Templern grundlegende Funktionen und Einrichtungen des Mittelalters, die es heute noch gibt. Sie begannen

im Grunde als private Sicherheitsfirma, wie wir das heute nennen würden, und als eine Art Pannendienst – wenn man eine Autopanne hat, kommen sie und retten einen. Bei den Templern finden sich ähnliche Funktionen. Und dann, auf dem Höhepunkt ihrer militärischen Macht, hat man eine elitäre, semiautonome militärische Organisation, die man mit dem SAS [Special Air Service, britische Spezialeinheit] vergleichen kann, den Navy Seals, den Green Berets, der französischen Fremdenlegion.

Was mich wirklich fasziniert hat, und damit hatte ich gar nicht gerechnet, war die Finanzgeschichte. Wir haben alle schon mal gelesen, dass die Templer die ersten Bankiers der Welt waren – eine bestechend wirkende Behauptung, die aber nicht stimmt. Ich machte mir Sorgen, dass dieser Aspekt bei genauerer Betrachtung in sich zusammenfallen würde. Tatsächlich kann man die Templer nicht als die ersten Bankiers im heutigen Sinne bezeichnen, aber dennoch boten sie Finanzdienstleistungen über Grenzen hinweg, und das mit beeindruckender Kompetenz. Kompetent, weil sie ihre Arbeit gut machten und weil sie an ganz unterschiedlichen Orten vertreten waren und als Subunternehmen für verschiedene Regierungen die Aufgaben eines Finanzministeriums übernahmen und zu einem großen Teil die französischen Regierungsgeschäfte im Namen der Krone führten. Das waren riesige Summen, die sie hin und her bewegten. Sie waren in der Lage, Ludwig VII. und Ludwig IX. aus der Klemme zu helfen, als deren Kreuzzüge scheiterten. Ihre Fähigkeit, Steuern in verschiedenen Einflussbereichen einzuziehen und das Geld ins Nil-delta zu leiten: Das sind riesige finanzielle Transaktionen in einer Zeit, bevor es Banküberweisungen gab, und die nur möglich waren, weil die Templer eine eigene Infrastruktur aufgebaut hatten. In gewisser Weise beschreibe ich Ihnen das Thema in der heutigen Geschäftssprache, aber mir erscheint diese Sprache gar nicht so unangebracht. Im Grunde machen wir immer noch das Gleiche wie die Templer damals, und das hat mich wirklich überrascht. Ich denke, es wird auch viele Leser überraschen, wenn sie erfahren, wie das alles im 13. Jahrhundert entstand.

Das große Thema ist natürlich der Prozess gegen die Templer, ihr Sturz und das raffinierte Vorgehen der französischen Krone bei der Ausschaltung der Templer. «Fake News» ist ja mittlerweile ein Sammelbe-

griff für dunkle Propaganda, die mit modernen Kommunikationsmitteln verbreitet wird. Diese Mittel hatte man damals nicht, aber es gab auf jeden Fall eine unglaublich unmoralische und überaus fähige Gruppe von Ministern um Philipp IV. von Frankreich, die mit ihren Angriffen enormen Schaden bei den Templern anrichteten und dabei wirklich ausgeklügelte Methoden anwandten. Philipp IV. hatte etwas begriffen, was für uns und unsere Weltsicht auch heute noch von Bedeutung ist. Er hatte erkannt, dass man die Templer am besten treffen konnte, wenn man ihre Werte angriff und das, wofür sie standen, wenn man ihre Integrität, ihre Keuschheit, ihren christlichen Glauben attackierte. Er erkannte, dass man den Orden auf diese Weise vernichten konnte, nicht durch den Angriff auf einzelne Mitglieder, weil die geschäftlichen und die moralischen Werte für die Templer von zentraler Bedeutung waren.

*Die Fragen stellte die kanadische Mittelalter-Historikerin Danièle Cybulskie.
Aus dem Englischen von Heike Schlatterer*

Die Leseprobe gibt einen Ausschnitt aus dem Interview wieder.

Originaltitel: «The Rise and Spectacular Fall of the Templars.

An Interview with Dan Jones». In: Medievalists.net, September 2017

(<http://www.medievalists.net/2017/09/rise-spectacular-fall-templars-interview-dan-jones/>).

Dan Jones

Die Templar

Aufstieg und Fall von
Gottes heiligen Kriegerern



Inhalt

Einleitung	II
------------------	----

ERSTER TEIL

Pilger (um 1102–1144)

1	Eine goldene Schale voller Skorpione	23
2	Die Verteidigung Jerusalems	38
3	Eine neue Ritterschaft	52
4	Alle gute Gabe	69

ZWEITER TEIL

Soldaten (1144–1187)

5	Ein Wettkampf zwischen Himmel und Hölle ...	89
6	Die Mühlen des Krieges	107
7	Der gottverlassene Turm	119
8	Macht und Reichtum	133
9	Unbilden in den beiden Ländern	145
10	Tränen aus Feuer	158
11	Weh dir, Jerusalem!	179

DRITTER TEIL

Bankiers (1189–1260)

12	Das Streben nach Reichtum	209
13	Nirgendwo in Armut	234
14	Damiette!	250

15	Feindseligkeit und Hass	275
16	Entrollt unser Banner!	294

VIERTER TEIL

Ketzer (1260–1314)

17	Ein Kloß im Hals	319
18	Die Stadt wird fallen	339
19	Auf Einflüsterung des Teufels	354
20	Ketzerische Verderbtheit	377
21	Gott wird unseren Tod rächen	395
	Epilog: Der Heilige Gral	425

ANHANG

	Die wichtigsten handelnden Personen	437
	Die Päpste	443
	Die Könige und Königinnen von Jerusalem	445
	Die Meister des Templerordens	447
	Anmerkungen	449
	Literatur	479
	Bildnachweis	493
	Register	495

Eine goldene Schale voller Skorpione



An einem stürmischen Herbstmorgen in Jaffa traten die Pilger aus der Kirche. Gleich wurden sie von einer Menschenmenge erfasst und Richtung Meer fortgerissen, angelockt von einer grauenerregenden Kakophonie: dem Lärm von zerberstendem Holz und, kaum hörbar unter dem brüllenden Wind und den tosenden Wellen, den panischen Schreien von Männern und Frauen, die um ihr Leben kämpften. Ein schrecklicher Orkan, der sich am Tag zuvor aufgebaut hatte, war in der Nacht losgebrochen, und an die dreißig Schiffe, die vor Jaffas Steilküste ankerten, wurden von riesigen Wasserbergen hin und her geworfen. Auch die größten und stabilsten von ihnen wurden von ihren Ankern gerissen, gegen scharfe Felsen geschleudert und in die Sandbänke gerammt, bis sie alle, so drückte es ein Zeuge aus, «vom Sturm in Stücke zerfetzt» waren.¹

Die Menschenmenge am Strand sah hilflos zu, wie Seeleute und Passagiere von den Decks gespült wurden. Manche versuchten sich über Wasser zu halten, indem sie sich an zersplitterte Masten und Spieren klammerten, aber die meisten waren dem Untergang geweiht. «Manche, die sich festhielten, wurden von den Balken ihrer eigenen Schiffe zermalmt», schrieb der Beobachter. «Manche, die schwimmen konnten, warfen sich freiwillig in die Wellen, und viele kamen dabei um.»² Die Leichen wurden von der Brandung an den Strand gespült. Die Zahl der

Toten belief sich am Ende auf tausend, und nur sieben Schiffe überstanden den Orkan unbeschadet. «Einen größeren Jammer an einem Tag hat nie ein Auge gesehen», schrieb der Pilger. Es war Montag, der 13. Oktober 1102.

Der Pilger, dem wir diese Beschreibung verdanken, war ein Engländer namens Sæwulf.* Er war seit mehreren Monaten auf Reisen, Monopoli an der Küste von Apulien (am Absatz des italienischen Stiefels) hatte er am 13. Juli verlassen, an einem Tag, den er als *hora egyptiaca* bezeichnete, da er seit den Pharaonen als astrologischer Unglückstag für jede Art von Unternehmung galt.³ Und so hatte es sich erneut erwiesen. Sæwulf hatte bereits auf seiner Fahrt von England ins östliche Mittelmeer einmal Schiffbruch erlitten; gnädigerweise hatte er überlebt. Sein Weg hatte ihn nach Korfu, Cefalonia und Korinth geführt, auf dem Landweg via Theben zum Ägäischen Meer, sodann südöstlich durch die Kykladen und Dodekanes-Inseln nach Rhodos. Ein paar weitere Tage auf See hatten ihn in den zyprischen Hafen Paphos gebracht, von wo er – nach genau dreizehn Wochen, in denen er über dreitausend Kilometer zurückgelegt hatte – schließlich Jaffa erreichte, den Haupthafen des christlichen Königreichs von Jerusalem. Wenige Stunden vor Ausbruch des tödlichen Sturms war er an den Strand gerudert worden.

Trotz der zahlreichen Entbehrungen und schrecklichen Gefahren, die mit einer Seereise verbunden waren, hatte Sæwulf auf seiner Fahrt nach Osten großartige Dinge gesehen. Alle paar Tage gingen er und seine Mitreisenden von Bord, um bei Inselbewohnern, die für ihn zumeist Griechen waren, um Unterkunft zu bitten. Er hatte die Seidenspinnereien von Andros gesehen und den Ort besucht, wo der längst verschwundene

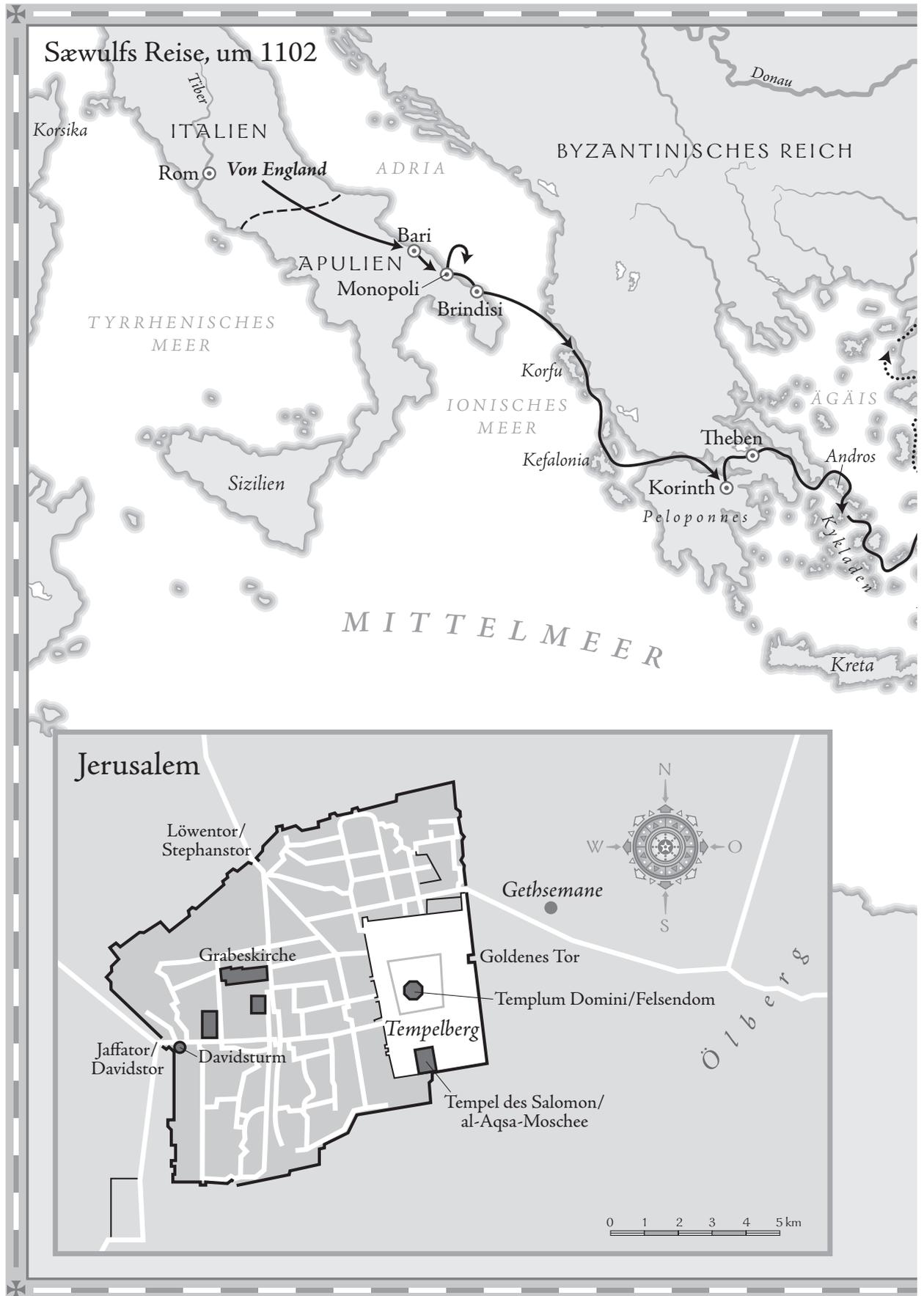
* Sæwulf macht in seinem lateinischen Bericht über das Heilige Land keine Angabe zu seinem Geburtsort, und wir haben außer seinem Reisetagebuch keinerlei Hinweise auf seine Biographie. Die Annahme ist aber plausibel, dass er Engländer war: Er bezieht sich auf Schriften, die von dem angelsächsischen Benediktiner Beda kompiliert worden waren, und die einzige mittelalterliche Kopie seines Berichts gelangte in die Bibliothek von Matthew Parker, der von 1559 bis 1575 Erzbischof von Canterbury war.

Koloss von Rhodos gestanden hatte. Er war in der antiken Stadt Myra mit ihrem berühmten römischen Theater gewesen sowie in Finike, dem windgepeitschten Handelshafen, der von den Phöniziern an einer Küste gegründet worden war, die die Einheimischen wegen der Rauheit des dortigen Meeres «sechzig Ruder» nannten. Er hatte am Grabmal des heiligen Nikolaus gebetet und war in Zypern den Spuren des heiligen Petrus gefolgt. Doch sein eigentliches Ziel lag noch vor ihm. Wenn der Sturm nachließ, würde er sich Richtung Südosten auf den Weg zur wichtigsten Stadt der Welt machen: Jerusalem, wo er an der Grabstätte Jesu Christi, Sohn Gottes und Erlöser der Menschheit, beten wollte.

Für Christen wie Sæwulf, der sich selbst fromm als «unwürdig und sündig» beschrieb, war die Pilgerschaft nach Jerusalem eine Erlösungsreise ins Zentrum der Welt.⁴ Gott hatte dem alttestamentarischen Propheten Hesekiel gesagt, Er habe Jerusalem «in der Mitte der Erde» errichtet, und das wurde nicht als rhetorische Floskel verstanden.⁵ Landkarten, die zu dieser Zeit in Europa gezeichnet wurden, zeigten die Heilige Stadt als die Keimzelle, um die herum die Königreiche der Menschen, der Christen wie der Heiden, wuchsen.* Diese geographische Tatsache war zugleich eine kosmologische Tatsache. Jerusalem galt als der Ort, wo das Himmlische manifest wurde und wo sich die Wirkmacht des Gebets durch die Reliquien und heiligen Stätten verstärkte. Man konnte diesen Ort nicht bloß sehen, sondern auch fühlen: Der Besucher konnte persönlich die biblischen Geschichten in allen Einzelheiten nacherleben, von den Taten der alttestamentarischen Könige bis zu Christi Leben und Passion.

Da er Jerusalem auf der Straße von Jaffa erreichte, wird er durch das Davidstor eingetreten sein, ein stark bewehrtes Portal in den dicken Festungsmauern der Stadt. Diese wurden von einer riesigen Zitadelle aus

* Ein großartiges Exemplar ist die Hereford-Karte, eine *mappa mundi*, die sich in der Kathedrale von Hereford befindet. Sie wurde zwischen 1285 und 1295 erstellt, doch zeigt sie die mittelalterliche Konzeption der Welt, wie sie in Sæwulfs Zeit vorherrschte, mit Jerusalem als Mittelpunkt. Reiseführer gaben Besuchern den Rat, sie könnten den Mittelpunkt der Welt «dreizehn Fuß westlich vom Kalvarienberg» finden.





Stein geschützt, die auf den Trümmern einer von Herodes errichteten Festung erbaut worden war – jenem König, der laut Bibel alle Säuglinge in Bethlehem umbringen ließ, um sich des Jesuskinds zu entledigen. Auf seinem Weg durch die Stadt sah der Pilger den Tempelberg, der den südöstlichen Teil der Stadt überragte, gekrönt von der schimmernden Kuppel des Felsendoms, den die Christen Tempel des Herrn nannten. Daneben befand sich die al-Aqsa-Moschee, ein weitläufiges, eher niedriges rechteckiges Gebäude, ebenfalls von einer Kuppel bekrönt. Sie war im siebten Jahrhundert erbaut worden und diente nun als Residenz für den christlichen König von Jerusalem, einen reichen Kreuzritter aus der Grafschaft Boulogne mit Namen Balduin I.

Hinter dem Tempelberg, jenseits von Jerusalems östlicher Stadtmauer, lag ein Friedhof, und dahinter der Garten Gethsemane, wo Christus mit seinen Jüngern gebetet hatte und in der Nacht seiner Gefangennahme von Judas verraten worden war. Etwas weiter folgte der Ölberg, wo Jesus viele Wochen gepredigt hatte und von wo er in den Himmel aufgefahren war. Sæwulf schrieb in seinem Tagebuch, er habe den Ölberg bestiegen und von dort die Stadt überblickt und sehen können, wo die Stadtmauern und Grenzen während der römischen Besatzungszeit erweitert worden waren.

Die heiligste Stätte von allen und das eigentliche Ziel jeder christlichen Pilgerreise lag mitten in Jerusalem: die Kirche vom Heiligen Grab, laut Sæwulf «berühmter als jede andere Kirche, und das ist recht und billig, da alle Prophezeiungen und Weissagungen in der ganzen Welt über unseren Erlöser Jesus Christus dort wahrlich erfüllt wurden». ⁶ Es war ein doppelstöckiger Komplex miteinander verbundener Kapellen und Höfe, die vor allem an zentrale Geschehnisse der Passion erinnerten – und man glaubte, dass es tatsächlich die Orte des Geschehens waren. Sæwulf führte sie auf: die Kerkerzelle, in die Jesus nach seiner Gefangennahme gebracht wurde; die Stelle, wo ein Fragment des Kreuzes gefunden worden war; die Säule, an die der Herr gekettet war, als die römischen Soldaten ihn geißelten, und «der Ort, wo er ein Purpurgewand anlegen musste und die Dornenkrone aufgesetzt bekam»; Golgatha, «wo der Stammvater Abraham einen Altar errichtete und im Gehorsam gegenüber Gott seinen Sohn [Isaak] opfern wollte» und wo Christus gekreuzigt wurde – hier un-

tersuchte Sæwulf das Loch, in dem das Kreuz befestigt gewesen war – und einen Felsen, der in zwei Teile zerbrochen war, wie es im Matthäus-Evangelium geschrieben steht.⁷ Es gab Kapellen, die Maria Magdalena und dem Apostel Johannes, der Jungfrau Maria und dem heiligen Jakob geweiht waren. Am eindrucksvollsten und bedeutendsten jedoch war die große Rotunde im Westchor der Kirche, denn hier lag die Grabkammer selbst: das Grab Christi. Es war die Höhle, in die der Leichnam Jesu nach seiner Kreuzigung gebracht worden war, vor seiner Auferstehung. Der Schrein war umgeben von ständig brennenden Öllampen, der Boden mit Marmorplatten belegt: ein stiller, wohlriechender Ort für Gebet und Andacht.⁸ Keine Stätte auf der Welt oder in der Geschichte war den Christen heiliger. Wie Sæwulf bereits in der ersten Zeile seiner Erinnerungsschrift bekennt: «Ich begab mich auf den Weg nach Jerusalem, um am Grab des Herrn zu beten.» Das Grab war die Wiege der Christenheit, und daher waren Pilger wie Sæwulf bereit, ihr Leben aufs Spiel zu setzen, um dorthin zu gelangen.

Pilgerreisen waren im frühen zwölften Jahrhundert ein extrem wichtiger Teil des christlichen Lebens – wie bereits seit fast tausend Jahren. Die Menschen legten unglaubliche Strecken zurück, um Heiligengräber oder Orte berühmter christlicher Ereignisse zu besuchen. Sie taten dies für ihr Seelenheil: manchmal, um göttlichen Beistand in ihrer Krankheit zu suchen, und manchmal, um ihre Sünden zu sühnen. Manche dachten, mit Gebeten an einem bestimmten Altar könnten sie sich den Schutz dieses Heiligen für das Leben im Jenseits sichern. Alle glaubten, dass Gott Pilger gnädig ansah und dass Männer oder Frauen, die demütig und fromm ins Zentrum der Welt wallfahrten, ihre Stellung vor Gott verbesserten.

Doch Sæwulfs gefährvolle Reise war nicht nur gottesfürchtig, sie war auch zeitgerecht. Obgleich Christen spätestens seit dem vierten Jahrhundert nach Jerusalem pilgerten, war es doch nie eine freundliche Gegend gewesen. In den vergangenen siebenhundert Jahren hatten sich die Stadt und ihre Umgebung zumeist in der Hand von römischen Kaisern, persischen Königen, Umayyaden-Kalifen und seldschukischen Beys (oder Emiren) befunden. Vom siebten Jahrhundert, als eine arabische Armee die Stadt der byzantinisch-christlichen Herrschaft entriss, bis zum Ende des elften Jahrhunderts war Jerusalem in muslimischer Hand gewesen.

Für die Anhänger des Islams war Jerusalem nach Mekka und Medina die drittheiligste Stadt der Welt. Sie sahen in ihr den Ort der al-Aqsa-Moschee (der «fernen Kultstätte»), wohin laut dem Koran der Prophet Mohammed von Mekka aus auf seiner Nachtreise vom Engel Gabriel gebracht wurde, bis sie vom Tempelberg aus gemeinsam gen Himmel fuhren.⁹

Doch dann hatten sich die Bedingungen grundlegend geändert. Drei Jahre vor Sæwulfs Reise hatte sich die Situation der Stadt und der Küstenregionen von Palästina und Syrien dramatisch gewandelt, was den Pilgerfahrten aus dem lateinischen Westen eine vollkommen neue Attraktivität und Anmutung verlieh. Nach einem erbitterten und langwierigen Krieg zwischen 1096 und 1099 waren große Teile des Heiligen Landes von den christlichen Kontingenten des später so genannten Ersten Kreuzzugs erobert worden.

Mehrere große Expeditionen von Krieger-Pilgern waren aus Westeuropa ins Heilige Land gereist (manchmal nannten sie dies französisch «Outremer», was so viel heißt wie «Übersee»). Diese Pilger wurden von den meisten christlichen Autoren als «Latiner» oder «Franken» bezeichnet, welcher letzterer Begriff sich in muslimischen Texten in der Form von *Infranj* spiegelt.¹⁰ Nach einem Hilferuf des byzantinischen Herrschers Alexios Komnenos um militärischen Beistand marschierten jene Männer und Frauen, begleitet von den begeisterten Predigten Papst Urbans II., zunächst nach Konstantinopel und von dort weiter an die levantinische Küste, um gegen die Muslime zu kämpfen, die dort das Heft in der Hand hatten. Urban versprach, die Teilnahme am Kreuzzug werde sämtliche Bußen ersetzen, die einer Person von der Kirche für ihre Sünden auferlegt worden waren – damit ließen sich praktisch die Verfehlungen eines ganzen Lebens mit einer einzigen Reise wiedergutmachen. Anfangs waren diese bewaffneten Pilger wenig mehr als ein undisziplinierter, gewalttätiger Mob, angeführt von Rattenfängern wie dem französischen Prediger Pierre l’Ermite (Peter der Einsiedler), der seine Anhänger in fromme Raserei peitschte, ohne sie freilich ausreichend verpflegen oder ihre Gewaltexzesse zügeln zu können. Nachfolgende Kreuzfahrerwellen wurden angeführt von Adligen aus Frankreich, der Normandie, England, Flandern, Bayern, der Lombardei und Sizilien, die aufrichtig glaubten, es sei ihre christliche Pflicht, die heiligen Stätten von ihren muslimischen Besatzern

zu befreien. Ermutigt wurden sie durch den Umstand, dass Jerusalem und seine Umgebung politisch und militärisch gespalten waren zwischen zahlreichen untereinander verfeindeten Gruppierungen der islamischen Welt.

Diese Risse hatten politische, dynastische und religiöse Ursachen. Auf der einen Seite standen die Seldschuken, die aus Zentralasien stammten und ein Reich aufgebaut hatten, das von Kleinasien bis zum Hindukusch reichte. Darin herrschte eine türkisch-persische Mischkultur, die dem abassidischen Kalifen in Bagdad unterstand, dem geistigen Oberhaupt des sunnitischen Islam. In den zwanzig Jahren vor 1092 wurde das seldschukische Reich von Sultan Malik Schah I. regiert, bis mit seinem Tod das Reich unter seinen vier verfeindeten Söhnen aufgeteilt wurde, die sich fortan gegenseitig bekämpften.

Gegen die Seldschuken kämpfte der Rumpf des fatimidischen Kalifats, dessen Kernland in Ägypten lag und dessen Führer behaupteten, direkt von Mohammeds Tochter Fatima abzustammen. Seit Mitte des zehnten Jahrhunderts beherrschten die Fatimiden große Teile Nordafrikas, Syriens, Palästinas, den Hedschas und sogar Sizilien. Sie waren ihrem schiitischen Kalifen in Kairo treu ergeben. Ende des elften Jahrhunderts zerbrach auch das Fatimiden-Reich, es verlor Territorium und Einfluss und zog sich in sein ägyptisches Kernland zurück. Religiöse und politische Rivalitäten zwischen Seldschuken und Fatimiden sowie auch innerhalb des Seldschuken-Reichs selbst lösten eine Periode außerordentlicher Uneinigkeit in der islamischen Welt aus. Wie einer ihrer Chronisten schrieb, waren die verschiedenen Herrscher «untereinander alle zerstritten».¹¹

So kam es, dass die Christen auf ihrem Ersten Kreuzzug eine Reihe überwältigender Siege feierten. Jerusalem war am 15. Juli 1099 gefallen, in einem verblüffenden militärischen Coup, der allerdings von grauenhaften Plünderungen und Massakern an der jüdischen und muslimischen Stadtbevölkerung begleitet wurde. Die geköpften Leichname ließ man einfach in Haufen auf den Straßen liegen, viele davon mit aufgeschlitzten Bäuchen, so dass die Eroberer an die Goldmünzen kamen, die ihre Opfer hinuntergeschluckt hatten, um sie vor den Marodeuren zu verstecken.¹² Griechisch-orthodoxe Priester in Jerusalem wurden so lange gefoltert, bis sie die Stätte preisgaben, wo einige ihrer wertvollsten Reliquien aufbe-

wahrt wurden, darunter ein Splitter aus dem Kreuz, an dem Christus gestorben war, eingefasst in ein schönes kreuzförmiges Goldreliquiar.

Die Kreuzritter nahmen die großen Städte Edessa und Antiochia im Norden ein sowie auch kleinere Städte wie Alexandretta, Bethlehem, Haifa, Tiberias und Jaffa, den strategisch wichtigen Hafen. Andere Küstenstädte, darunter Arsuf, Akkon, Caesarea und Askalon, blieben in muslimischer Hand, waren aber bereit, Tribut zu zahlen, um unbehelligt zu bleiben. Schließlich wurden auch sie von späteren Generationen christlicher Invasoren eingenommen. Mittlerweile war eine ganze Reihe von neuen christlichen Staaten an der Mittelmeerküste entstanden: im Norden die Grafschaft Edessa und das Fürstentum Antiochia, an die im Süden die Grafschaft Tripolis und das Königreich Jerusalem angrenzten, das die Feudalherrschaft über die gesamte Region beanspruchte – allerdings setzte es diesen Anspruch nur sehr oberflächlich durch.

Infolge der beispiellosen Umstände ihrer Ankunft, der unerhörten Entfernung von zu Hause und der kraftzehrenden Kriegführung in einem so gnadenlosen Klima war die christliche Eroberung dieser Gebiete noch längst nicht abgeschlossen. Zu der Zeit von Sæwulfs Pilgerfahrt nach Jerusalem hatten Soldaten, Schiffe und heilige Männer, die aus dem Westen kamen, geholfen, das Territorium, das der Herrschaft von Jerusalems erstem Kreuzfahrer-König Balduin I. unterstand, zu erweitern. Aber ihre Zahl war nicht sehr groß, und stets drohten äußere Feinde und Spaltungen innerhalb der Kreuzritterschaft, da sie aus so vielen abendländischen Regionen stammten, die nicht gerade für ihre Kooperationsbereitschaft bekannt waren.

Im Sommer 1102 befand sich Sæwulf also in einem jungen, kleinen, gelegentlich belagerten, aber aggressiven christlichen Königreich im Osten, dessen bloße Existenz für die Zeloten, die es errichtet hatten, der Beweis dafür war, dass Gott «uns seine Gnade und Barmherzigkeit im Überfluss zuteil» hat werden lassen. Die vertriebenen Muslime sahen die Dinge verständlicherweise anders. Sie sahen ihre Nachbarn als Folge «einer Katastrophenzeit», die von den «Feinden Gottes» herbeigeführt worden war.¹³



In den folgenden sechs Monaten erforschte Sæwulf jeden Zentimeter der Heiligen Stadt und ihrer Umgebung, verglich, was er sah, mit seinen Kenntnissen aus der Bibel oder aus Reiseberichten, einschließlich des Berichts des englischen Mönchs und Theologen Beda Venerabilis aus dem achten Jahrhundert. Sæwulf bestaunte den Tempel des Herrn und die Grabeskirche, den Ölberg und den Garten Gethsemane. Er besuchte das Kreuzkloster, wo man unter dem großen Altar den Stumpf des Baumes sehen konnte, aus dem Jesu Kreuz gemacht worden war, umschlossen von einem weißen Marmorgehäuse mit kleinem Sichtfenster. Er war überwältigt von der Großartigkeit des Gesehenen. Über den Tempel des Herrn schrieb er, er sei «höher als die Berge ringsum, und in seiner Schönheit und seiner Pracht überragt er alle anderen Häuser und Gebäude». Er bewunderte großartige Bildhauerkunst sowie die eindrucksvollen Festungsanlagen. Überall erwachte für ihn die Bibel zum Leben: der Ort, wo Petrus den Lahmen heilte und wo Jesus in Jerusalem einritt «auf einem Esel, und die Jungen sangen *Hosianna dem Sohn Davids!*».¹⁴

Gleichwohl fand Sæwulf die Pilgerstraßen rund um Jerusalem oft furchterregend und unsicher. Der Wanderweg von Jaffa landeinwärts war besonders beschwerlich: eine lange, strapaziöse Reise auf einer «sehr anstrengenden Bergstraße».¹⁵ Allenthalben war die Instabilität des Kreuzfahrerkönigreichs sichtbar. Muslimische Straßenräuber – Sæwulf nannte sie «Sarazenen» – schwärmten aus über das Land, sie lebten in Felshöhlen und machten den Pilgern Angst, die glaubten, dass «sie Tag und Nacht wach waren, immerzu auf der Lauer nach jemandem, den sie überfallen konnten». Dann und wann sahen Sæwulf und seine Gefährten vor oder hinter sich furchteinflößende Gestalten, die ihnen aus der Ferne drohten, bevor sie wieder verschwanden. Sie reisten in ständiger Angst und in dem Wissen, dass jeden von ihnen, der aus Müdigkeit zurückfiel, ein grausiges Schicksal erwartete.

Überall lagen Leichen herum, die in der Hitze verwesteten, manche direkt auf dem Weg, andere gleich daneben, einige «von Wildtieren zerfetzt». (In den Bergen Palästinas lebten Füchse, Schakale und Leoparden.) Diese toten Christen waren von ihren Reisegefährten zurückgelassen worden, ohne eine würdige Beerdigung, die in dem von der Sonne ausgehärteten Boden unmöglich gewesen wäre. «Es gibt wenig Erde dort,

und die Felsen sind nicht leicht zu bewegen», schrieb Sæwulf. «Selbst wenn es dort Erde gäbe, wer wäre dumm genug, seine Brüder zu verlassen und allein ein Grab auszuheben? Jeder, der das täte, würde kein Grab für seinen Mitchristen schaufeln, sondern sein eigenes.»¹⁶

Etwa zehn Kilometer südlich von Jerusalem fand er Bethlehem «vollständig zerstört», mit Ausnahme des großen Klosters der Heiligen Jungfrau Maria, das «den Stall, in dem Ochse und Esel standen», enthielt sowie einen Marmortisch, an dem die Jungfrau angeblich mit den drei Weisen aus dem Morgenland zu Abend gegessen hatte. Weiter im Süden lag noch das ebenfalls «von den Sarazenen zerstörte» Hebron, bedeutend, weil es die Grablege «der Heiligen Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob» sowie von «Adam, dem ersterschaffenen Menschen» war. Im Osten sah Sæwulf das Tote Meer, «wo das Wasser des Jordan weißer und mehr wie Milch ist als andere Gewässer».¹⁷ Im Norden, einen Dreitagesritt entfernt, besuchte er Nazareth, den See Genzareth und die Stadt Tiberias, wo Jesus Wunder getan hatte, darunter die Speisung der Fünftausend.

Allein die Ballung heiliger Orte war tief bewegend, und Sæwulf schrieb einen genauen Bericht über alles und erwähnte sogar den «Duft von Balsam und kostbarsten Gewürzen», der ihm bei besonders beliebten Heiligtümern entgegenschlug. Dennoch war er sich ständig bewusst, dass ihn seine frommen Reisen durch gefährliche Länder führten. Kirchen und Städte lagen in Trümmern. Klöster hatten Dutzende von massakrierten Glaubensbrüdern zu beklagen. Vergangene Schrecken mischten sich mit gegenwärtigen. Hier hatte der Heilige Petrus die Erde mit seinen Tränen benetzt, nachdem er den Herrn verleugnet hatte; dort stand eine Kirche, die erst kürzlich verlassen worden war aus Angst vor «den Heiden», die sich auf dem gegenüberliegenden Jordanufer versammelten, «in Arabien, das den Christen sehr feindlich gesinnt ist und alle Anhänger Gottes hasst».¹⁸

Am Ende des Frühjahrs 1103 war Sæwulf so weit gereist, wie es nur irgend möglich war, und hatte seine Pilgerpflicht mehr als erfüllt. «Ich hatte, soweit ich es vermochte, jede der Heiligen Stätten in der Stadt Jerusalem und in den Städten der Umgebung aufgesucht und dortselbst gebetet», schrieb er. Er kehrte nach Jaffa zurück und suchte sich eine Koje auf einem Handelsschiff, das gen Westen in See stach. Damit war er aber noch keineswegs in Sicherheit. Auf dem offenen Meer vor Zypern pa-

trouillierten feindliche Schiffe aus dem fatimidischen Ägypten, das über genügend Küstenstädte verfügte, um seine Flotte einsatzfähig zu halten und jederzeit mit Proviant und Wasser zu versorgen. Christliche Schiffe wagten aus Furcht vor Angriffen keine Fahrten außer Sichtweite der Küste. Am 17. Mai ging Sæwulf an Bord eines von drei großen Schiffen, die als Dromonen bekannt waren und gemeinsam nah an der Küste nach Norden segelten. Sie liefen freundliche Häfen an, und unfreundliche passierten sie, so schnell der Wind und die Ruderer es erlaubten.

Nach fünfundsiebzig Seemeilen, als die Dromonen Akkon ansteuerten, sichtete man sechsundzwanzig arabische Kriegsschiffe. Es waren fatimidische Schiffe, die sogleich Panik auf den Decks auslösten. Sæwulf sah zu, wie die beiden Dromonen, die sein eigenes Schiff begleiteten, mit fliegenden Rudern flohen, um den sicheren christlichen Hafen Caesarea zu erreichen. Sein eigenes Schiff war auf Grund gelaufen. Die Feinde umzingelten es mit einem Ring, der gerade außerhalb der Reichweite von Armbrustschützen lag, und jauchzten vor Freude über die wertvolle Beute. Die Pilger bewaffneten sich für den Kampf und bildeten an Deck Verteidigungsreihen. «Unsere Männer», schrieb Sæwulf, «waren bereit, für Christus zu sterben.»¹⁹

Zum Glück führte dieses Zeichen entschlossenen Widerstands dazu, dass der fatimidische Kommandeur es sich noch einmal überlegte. Nach einer angespannten Stunde des Abwägens entschied er, dass sich leichtere Ziele finden ließen, brach die Belagerung ab und entfernte sich in tiefere Gewässer. Sæwulf und seine Gefährten priesen Gott und reisten weiter. Acht Tage später erreichten sie Zypern, dann segelten sie zur Küste von Kleinasien und folgten etwa der Route, auf der er hergekommen war. Schließlich nahmen sie durch die Dardanellen Kurs nach Norden zur großen Stadt Konstantinopel, die noch mehr heilige Reliquien bereithielt, welche sich besichtigen und anbeten ließen. Während der ganzen Fahrt wurden sie von Piraten und Stürmen heimgesucht. Als Sæwulf diese Reise seines Lebens rückblickend aus seinem sicheren Zuhause betrachtete, meinte er, das Einzige, was ihn beschützt habe, sei die Gnade Gottes gewesen.



Sæwulf war nur einer unter Tausenden von Pilgern, die im Gefolge des Ersten Kreuzzugs eine Reise ins Heilige Land auf sich nahmen. Sie kamen aus der gesamten christlichen Welt: Berichte über das erste christliche Königreich von Jerusalem, neu und gefährdet in seinen ersten Jahrzehnten, gibt es von Männern, die aus Portugal, Flandern, Deutschland, Russland und sogar Island stammten. Viele fanden das Heilige Land, das de facto ein Kriegsgebiet war, haarsträubend. Der Chronist Fulcher von Chartres notierte 1101, Jerusalempilger hätten «ängstlich ... mitten durch feindliche Piratenschiffe und vorbei an Sarazenen-Häfen ihren Weg gefunden, den Gott ihnen wies».²⁰ Der russische Abt Daniel aus Kiew befand sich zwischen 1106 und 1108 auf Pilgerfahrt. Auch er schrieb über die schreckliche Straße zwischen Jaffa und Jerusalem, auf der «Sarazenen ihr Unwesen treiben und Reisende abschlachten», und beklagte, wie viele ehrwürdige Stätten von «Heiden zerstört» worden seien. Unterwegs zum See Genezareth wich er «wildem Heiden [aus], die Reisende an den Flussfurten überfallen», sowie Löwen, die «in großer Zahl» auf dem Land umherstreunten. Auf seiner unbegleiteten Wanderung über den hohen, schmalen Pass zwischen dem Berg Tabor und Nazareth betete Daniel um sein Leben, denn er war gewarnt worden, dass die örtlichen Dorfbewohner «in diesen entsetzlichen Bergen Reisende umbringen».²¹ Glücklicherweise überlebte er und kehrte mit einem kleinen Steinfragment vom Grab Christi nach Kiew zurück, das der Mesner verbotenerweise herausgebroschen und ihm als Reliquie mitgegeben hatte.

Pilger müssen zu allen Zeiten mit gewissen Gefahren, die von Wegelegerern und Räufern ausgehen, rechnen. Doch die Feindseligkeit der Muslime, die in den neuen Kreuzfahrerstaaten und deren Umgebung lebten, hatte tiefere Ursachen. Die Verluste, die ihre Völker seit der ersten Ankunft der Franken im Jahre 1096 erlitten hatten, wurden als erniedrigend und bestürzend empfunden – als ein Zeichen von Gottes Missfallen an der Uneinigkeit in der islamischen Welt und als Weckruf an alle Gläubigen, die Waffen zu erheben und die Eindringlinge zurückzuschlagen. «Armeen wie Berge, die immer wiederkehrten, rückten aus den Ländern der Franken heran», schrieb der syrische Dichter Chalifa ibn Chayat vor 1109. «Die Häupter der Polytheisten sind schon gereift, so verkennt sie nicht als Lese und als Ernte!»²² Andere Autoren wie der weitsichtige und

weise Ali ibn Tahir al-Sulami riefen nach einer vereinten Anstrengung der gesamten islamischen Welt – von Türken und Arabern, Sunniten und Schiiten –, die Kräfte zu bündeln und den Dschihad zu wagen, den heiligen Krieg, um «zurückzuholen, was [die Franken] vom Land der Muslime [und] den religiösen Monumenten des Islams genommen haben».²³

Zur Gegenoffensive in einem Dschihad, auf die al-Sulami gehofft hatte, kam es jedoch nicht – zumindest nicht in den Jahren, die der Errichtung des christlichen Königreichs unmittelbar folgten. Die bitteren Zerwürfnisse blieben bestehen und machten eine ernstzunehmende, ausdauernde und effektive Gegenwehr gegen die Okkupation unmöglich. Auf der Ebene der hohen Politik und der kriegführenden Fürsten war es klar, dass die Franken in Jerusalem bleiben würden. Doch zur gleichen Zeit war das Königreich von Jerusalem für jene Christen, die all ihren Besitz und auch ihr Leben aufs Spiel setzten, um Tausende von Kilometern zurückzulegen und die heiligen Stätten im Osten zu besuchen, ein Ort, wo Entzücken und Entsetzen nahe beieinander lagen, oft innerhalb eines Tages. Jerusalem war, wie ein muslimischer Schriftsteller die Torah zitierte, «eine goldene Schale voller Skorpione».²⁴ Der Wunsch, diesen Gefahren zu trotzen, verlieh einer Pilgerreise noch zusätzliche Anziehungskraft, da Unannehmlichkeiten und Leid für nötig gehalten wurden, um die Erlösung der Seele und die Vergebung der Sünden, die jeder Pilger suchte, zu erlangen. Doch konnte man nicht unendlich viele Leichen mit aufgeschlitzten Kehlen und zerstückelten Gliedmaßen am Straßenrand aufhäufen. Als die kreuzfahrenden Christen in diesem neuen Königreich im Zentrum der Welt Wurzeln schlugen, war es unübersehbar, dass sie Schutz brauchen würden.

Und da beginnt die Geschichte der Templer.

Tränen aus Feuer



Der Staub, der von Saladins gewaltiger Armee bei ihrem Marsch aufgewirbelt wurde, genügte, um den hellsten Morgen in trübe Dämmerung zu verwandeln. «Manchmal stöhnte die Erde unter den Schwadronen», schrieb sein Sekretär Imad al-Din, «und der Himmel empfing die Staubkörner mit Freude.» In vollem Lauf muss ihr Anblick wahrhaft furchterregend gewesen sein: zwölftausend Berufssoldaten zu Pferde, die vor dreimal so vielen Freiwilligen hergaloppierten. Saladins Bundesgenossen prahlten untereinander, die Franken von Jerusalem (die sie als «Verunreinigung» und als «Abschaum der Menschheit» betrachteten) würden, wenn sie von der nahenden Horde erfuhren, vor Angst erbeben und wünschen, «sie wären nie geboren worden».¹

In dem Jahrzehnt, das dem Fall Kairos folgte, wurde Salah al-Din Yusuf ibn Ayyub, ein charismatischer, politisch geschickter, unerbittlich ehrgeiziger und außerordentlich selbstbewusster Soldat, zum überragenden Anführer in der islamischen Welt und zum Begründer einer Dynastie von Sultanen, die man nach Saladins Vater Ayyubiden nannte. Saladin hatte als einer der führenden Kommandeure an Schirkuhs ägyptischen Feldzügen teilgenommen, nicht zuletzt, weil er ein Neffe des alten Mannes war. Doch seine familiäre Herkunft war nicht der einzige Grund für seinen Erfolg, und es dauerte nicht lange, bis der Neffe die Leistungen des Onkels übertraf. Noch im ersten Jahr nach der Kapitulation der Stadt er-

krankte Schirkuh an Halsbräune – einem großen Abszess im Hals, der von übermäßigem Fleischverzehr herrührte. Er starb unvermittelt am 22. März 1169, und Saladin übernahm das Ruder.² Rasch ersetzte er al-Adid, den schiitischen, fatimidischen Kalifen der Stadt, durch den sunnitischen, abbasidischen Kalifen in Bagdad. Dann begann er einen Feldzug, der alle größeren islamischen Territorien in Ägypten, Syrien und Mesopotamien unter seine Befehlsgewalt bringen sollte.

Natürlich brachte sein Machtanspruch Saladin viele Feinde ein, darunter Nur al-Din, der Schirkuhs Putsch in Ägypten unterstützt hatte und der sich selbst und nicht einen kurdischen Emporkömmling für den einzig berufenen Herrscher von Syrien und Ägypten hielt. Saladin hatte andere Vorstellungen. Durch eine Kombination aus strenger militärischer Führung, unablässigen Feldzügen, starker Persönlichkeit und einer guten Dosis Glück erweiterte Saladin zwischen 1169 und 1177 sein Einflussgebiet von Ägypten ausgehend, so dass er für die anderen muslimischen Herrscher in Aleppo, Damaskus und Mossul zur größten Bedrohung wurde. Nach dem Tod von al-Adid 1171 wurde das fatimidische Kalifat offiziell abgeschafft. Saladin begann, die sunnitische Herrschaft unter seiner Führung in ganz Ägypten zu installieren.

Versuche, ihn mit List, Tücke oder auf dem Schlachtfeld zu ermorden, schlugen alle fehl. Sein größter Rivale im Kampf um die Herrschaft in der Region, Nur al-Din, starb 1174, und Saladin trat sofort in seine Fußstapfen. Zuerst marschierte er gewaltsam in Damaskus ein und organisierte einen raschen Coup gegen die Unterstützer von Nur al-Dins elfjährigem Sohn, die versuchten, diesen als neuen Regenten durchzusetzen. Er ließ den Jungen aus der Stadt entfernen und heiratete Nur al-Dins Witwe, um sich selbst einen Anschein von Legitimität zu geben. Nachdem er sich so Damaskus gesichert hatte, zog er im darauffolgenden Jahr gegen Nur al-Dins Familie und Anhänger im Norden ins Feld, schlug sie in einer entscheidenden Schlacht und nahm die Städte Homs und Hama ein. Das ehrerbietige Umwerben des abbasidischen Kalifen in Bagdad zahlte sich jetzt aus, denn in Anerkennung seiner Eroberungen und seines wachsenden Ruhms erhielt er 1175 den Sultanstitel für Ägypten und Syrien. Ende der 1170er-Jahre übte er weiterhin auf die Verwandten und ehemaligen Mitstreiter Nur al-Dins Druck aus: in Aleppo (das schließ-

lich 1182 an ihn fiel) und in Mossul (das ihm versagt blieb). Anfang der 1180er-Jahre war er unbestritten die beherrschende Figur in der islamischen Levante.

Saladin gründete seinen Herrschaftsanspruch auf ein sorgfältig geschaffenes Image als wahrer Verteidiger des Glaubens, dessen Hingabe an den Dschihad die aller anderen übertrumpfte. Er war ein großzügiger, frommer, gewitzter und (relativ) humaner Herrscher, und zugleich mit außerordentlicher Menschenkenntnis und Urteilsfähigkeit gesegnet. Bei allen Menschen in seinem Umfeld hinterließen sein Charakter und seine Taten tiefen Eindruck. Seine engsten Anhänger Ibn Schaddad und Imad al-Din, die ausführliche Berichte über Saladins Leben und Leistungen verfassten, mussten beim Anstimmen von Lobliedern auf ihren Herrn nur selten ihre Federn oder ihre Phantasie strapazieren.

Vor allem priesen sie Saladins unablässiges Streben, die verhassten Franken, die Jerusalem besetzt hielten und in Tripolis und Antiochia herrschten, im direkten Kampf zu stellen. Ibn Schaddad schrieb:

Seine Liebe und Leidenschaft für den Dschihad waren fest in seinem Herzen und seinem ganzen Sein verankert, so dass er von nichts anderem sprach, an nichts dachte als daran, wie er ihn voranbringen könnte, und sich nur um die Stärke seiner Streitmacht kümmerte und nur denen geneigt war, die ebenfalls davon sprachen und ihm zurieten.³

Das war mehr als schlichte Frömmigkeit. Saladins größte Erkenntnis, die einen beträchtlichen Teil seiner Laufbahn bestimmte, war, dass Einigkeit in der fragilen islamischen Welt (und die Zementierung seiner Machtstellung darin) am effektivsten erreicht werden konnte, wenn er seine Glaubensbrüder unter dem Banner des Heiligen Kriegs gegen einen ungläubigen Feind versammelte.

Saladins nackter Eroberungswille und seine entschieden christenfeindliche Einstellung drängten ihn zum Krieg mit dem lateinischen Königreich. Überraschend war nur, dass er fast ein Jahrzehnt dazu brauchte, den ersten Schritt zu tun. Doch als er dann losschlug, standen die Templer unter denen, die sich ihm entgegenstellten, in der ersten Reihe.



Nach Saladins Machtübernahme in Ägypten 1169 war die Beziehung zwischen den Templern und dem König von Jerusalem angespannt. Bertrand von Blanquefort starb in jenem Jahr, und die Generalversammlung des Ordens wählte Philipp von Nablus, einen im Osten gebürtigen Adligen, der schon lange Jahre im Orden diente und enge Verbindungen zu Amalrichs Hof unterhielt. Philipp wurde den Templern möglicherweise auf Wunsch des Königs vorgesetzt, aber ebenso kann es sein, dass man ihn bewusst wählte, weil der Orden die Beziehung zur Krone wieder in Ordnung bringen wollte. Wie auch immer, die Entscheidung führte kurzfristig zum Erfolg, denn die Templer nahmen unter Philipps Kommando an einer weiteren (vergeblichen) königlichen Invasion in Ägypten teil. Doch Philipps Loyalität zum König war größer als die zum Orden. Um 1171 gab er seinen Posten auf, um eine königliche Gesandtschaft zum byzantinischen Kaiser Manuel I. Komnenos in Konstantinopel zu leiten. Die Reise war nicht lang, aber auf dem Weg zum kaiserlichen Hof verstarb er.

Philipps Nachfolger war ein weiterer scheinbar königstreuer Anhänger Amalrichs, Odo von Saint-Amand, der bereits als Marschall von Jerusalem in königlichen Diensten gestanden hatte, eine hochrangige Position im militärischen Führungsstab des Königs. Vermutlich sollte Odos Wahl den Orden mit der königlichen Politik auf Linie halten, aber diesmal war dies weniger erfolgreich. Odos Handlungen als Großmeister verrieten ein aggressives, impulsives Temperament, und bald lernte er die Unabhängigkeit des Ordens höher zu schätzen als jedwede Verpflichtung, Amalrichs Marionette zu spielen.

Die erste Krise unter Odos Führerschaft ging von einer mysteriösen schiitischen Splittergruppe aus, den Assassinen, deren Mitglieder die Kunst spektakulärer öffentlicher Attentate praktizierten. Das Hauptquartier der Assassinen befand sich in der Bergfestung Alamut in Persien, doch ab den 1130er-Jahren besaßen sie auch kleinere Gebiete im syrischen Bergland und bemannten mehrere Burgen zwischen der Grafschaft Tripolis und dem Fürstentum Antiochia hoch oben in den Nosairi-Bergen. Zur Zeit von Amalrichs Herrschaft schätzte Wilhelm von Tyrus die Assassinen auf sechzigtausend, in zehn Festungen, die durch Steuern der umliegenden Siedlungen finanziert wurden. Die Assassinen hatten ihren

Namen wahrscheinlich von ihrer Vorliebe für Haschisch, das sie vor ihren terroristischen Anschlägen von Persien bis Palästina zu konsumieren pflegten. Wilhelm von Tyrus schrieb über sie:

Wenn irgendein Fürst zufällig den Hass oder Argwohn dieser Leute auf sich gezogen hat, drückt das Oberhaupt einem oder mehreren seiner Anhänger einen Dolch in die Hand. Die so Bewaffneten brechen sofort auf, ohne Rücksicht auf die Folgen ihrer Tat oder darauf, ob es für sie eine Fluchtmöglichkeit gibt.⁴

Später hörte der deutsche Scholaster Oliver von Paderborn, dass «die Assassinen und ihr Oberhaupt, ‹Der Alte vom Berge›, die Angewohnheit hatten, Messer auf Christen zu werfen, um das Leben derer auszuschalten, die dem Christentum anhängen».⁵ In Wahrheit waren die Assassinen mehr mit anderen muslimischen Herrschern beschäftigt, weshalb Amalrich eine friedliche Übereinkunft mit ihnen gegen ihre gemeinsamen sunnitischen Feinde in Syrien und Ägypten suchte.

Zu diesem Zweck sandte der Alte vom Berg 1173 einen Botschafter an Amalrichs Hof. Dieser Botschafter war als Abdallah bekannt, und nach dem stark voreingenommenen Bericht von Wilhelm von Tyrus war er «klug und redegewandt, geschickt bei Verhandlungen und vollkommen eingeweiht in die Pläne seines Herrn».⁶ Doch Abdallahs Redegewandtheit war keineswegs nach dem Geschmack der Templer, da eines der Geschäfte, die er vorschlagen sollte, den Verlust einer lukrativen Einkommensquelle für sie bedeutet hätte.

Die Assassinen und die Templer waren unmittelbare Nachbarn und kannten einander gut. Die Templer hatten eine große Festung in Tortosa, nahe den Nosairi-Bergen, in denen es zahlreiche assassinische Zitadellen gab. Die nächstgelegene, La Coible (Qalaat al-Chawabi), lag nicht weiter als acht Kilometer vom Territorium der Templer entfernt. Das stellte zunächst einmal keine tödliche Bedrohung dar: Die Assassinen nahmen sich gewöhnlich den Orden nicht zum Ziel, da die Templer naturgemäß ersetzbar waren und die einzelnen Brüder eine sehr viel geringere Rolle spielten als der Orden in seiner Gesamtheit.⁷ Sie zahlten den Templern jedes Jahr etwa 2000 Gold-Byzantiner, um unbehelligt zu bleiben. Die Abschaffung dieses Arrangements war nach Ansicht von Wilhelm von

Tyrus einer der wichtigsten Punkte auf Abdallahs Tagesordnung, und Amalrich war bereit, im Interesse einer erweiterten Sicherheit hier nachzugeben. Der König schlug einen Handel vor und sandte den Botschafter mit einer bewaffneten Garde und mit Schutzbriefen versehen zurück in die Berge, um die Bedingungen mit seinem Herrn endgültig auszuhandeln.

Wilhelm von Tyrus berichtet, was dann geschah. «Bewacht von einer vom König bereitgestellten Eskorte und einem Führer hatte Abdallah Tripoli schon durchquert und war kurz davor, sein eigenes Land zu betreten», schrieb er. Doch als Abdallah sich den Bergen näherte, geriet er in einen Hinterhalt. Walter von Mesnil, ein Tempelritter, der leicht daran zu erkennen war, dass er nur ein Auge hatte, griff mit anderen Helfershelfern in Templer-Habit «die Gruppe mit gezogenen Schwertern an und tötete den Gesandten».⁸

Die Nachricht von diesem empörenden Verrat versetzte Amalrich in Rage. Er rief seine Barone zusammen und tobte, «die königliche Autorität [sei] anscheinend zerstört und unverdiente Schande [sei] über die Vertrauenswürdigkeit und Beständigkeit des christlichen Bekenntnisses gebracht [worden]». Er entsandte zwei Barone – Wilhelm von Tyrus nennt Saher von Mamedunc und Godechaux von Turout –, um «vom Meister der Templer zu verlangen ..., dass dem König und dem ganzen Reich für dieses schändliche Sakrileg Genugtuung geschehen müsse». Er wollte Walter von Mesnils einäugigen Kopf auf einem Silberteller.

Doch dummerweise lehnte Odo ab zu kooperieren. Er machte geltend, hier handle es sich um eine innere Disziplinarangelegenheit, und verwies vermutlich auf die päpstlichen Bullen aus den 1140er-Jahren, nach denen der Orden außerhalb der königlichen Gerichtsbarkeit stand und sich nur dem Papst gegenüber zu verantworten hatte. Odo sagte, er würde Walter eine Buße auferlegen und ihn für ein Gerichtsurteil nach Rom schicken. «Er untersagte im Auftrag des Papstes, Hand an den Bruder zu legen», schrieb Wilhelm von Tyrus, und «fügte weitere Bemerkungen hinzu, die vom Geist der Überheblichkeit zeugten, von dem er besessen war.» Diese müssen ausnehmend grob gewesen sein, wenn selbst Wilhelm, der, wo immer möglich, seine Chronik mit farbigen Anekdoten spickte, sie für die Öffentlichkeit ungeeignet fand.

Die Erwartung, Odo würde ein gefügiger Templermeister werden, wurde also mit Abdallah begraben. Amalrich nahm Walter von Mesnil schließlich doch gefangen. Er sandte zwei Ritter nach Sidon, die eine Konfrontation mit dem Meister suchten und Walter aus dem Templerhaus zerren ließen, wo er gefangen gehalten wurde. Sie schleppten ihn in Ketten nach Tyrus, wo man ihn in einem königlichen Kerker seinem Schicksal überließ. Aber mehr wagte er nicht zu tun. Aus irgendeinem Grund scheute er davor zurück, dem Orden als Ganzes mit schärferen Maßnahmen zu begegnen, und verhielt sich auf eine Weise moderat, die Wilhelm von Tyrus verblüffend fand.⁹ Die Beziehung schwelte vor sich hin. Die Templer fühlten sich weiterhin für die Verteidigung der lateinischen Staaten verantwortlich, aber diese Aufgabe nahmen sie zu ihren eigenen Bedingungen wahr, ohne sich von der königlichen Aufsicht gängeln zu lassen.

1179 gab es auf einer Generalsynode der Westkirche in Rom, dem Dritten Laterankonzil, den Versuch, die Freiheit der geistlichen Ritterorden zu beschneiden und sie in religiöser Hinsicht, wenn nicht sogar militärisch und diplomatisch, unter Kontrolle zu bringen (es ist möglich, wenn auch nicht belegt, dass Wilhelm von Tyrus höchstpersönlich diese Initiative ergriff; er nahm an dem Konzil als Erzbischof von Tyrus und Repräsentant der östlichen Staaten teil). In Wahrheit spielten die Templer und Johanniter aber eine immer entscheidendere Rolle, und niemand wollte sie über Gebühr einschränken. Dies wurde in den 1180er-Jahren sehr deutlich, als die Bedrohung durch Saladin zunahm; von Tag zu Tag wuchs die Einsicht, dass interne Spaltungen weniger wichtig waren als der schlichte Kampf ums Überleben.



Im Dezember 1177 schleppte sich ein Kurier von Jerusalem nach Norden Richtung Harim, einer Festung nahe Aleppo. Er war «verwundet und verstümmelt», blutüberströmt, schwach und kaum noch am Leben. Aber er trug ein wertvolles Dokument bei sich: einen offenen Brief an alle gläubigen Christen, der eine Beschreibung der Ereignisse enthielt, die sich wenige Wochen zuvor zwischen Ramla und Ibelin an einem Ort namens

Montgisard (Tell al-Safiya) zugetragen hatten. Geschrieben war er von Raimund, dem amtierenden Großmeister der Johanniter in Jerusalem, wo die medizinischen Möglichkeiten allmählich an ihre Grenze stießen. Dies war an sich schon ein ernstes Problem. Das Hospital in Jerusalem hatte ähnlich palastartige Ausmaße wie der Tempel: Direkt gegenüber der Grabeskirche gelegen, hatte es elf Krankensäle und zwischen tausend und zweitausend Betten für Kranke und Verwundete.¹⁰ Es bedurfte schon einer gewaltigen Notlage, um diese Institution zu überfordern – und doch wurde genau das in Raimunds Brief beschrieben. Eine christliche Armee, darunter viele Templer und Johanniter (Hospitaliter), war mit einem Heer von Saladins Kriegern aneinandergeraten: Tausende fielen auf beiden Seiten, und viele überlebten nur schwer verwundet. Sie wurden von den Brüdern des Hospitals verarztet, während die Gläubigen für ihre Seelen beteten. «Wundersam sind die Werke des Herrn», schrieb der Johanniter. «Gesegnet ist, wer sich nicht von ihnen schrecken lässt.»¹¹

Die Schlacht von Montgisard war das erste bewaffnete Kräftemessen zwischen Saladin und einer christlichen Armee, und der Zeitpunkt war kein Zufall. Das Königreich von Jerusalem war 1174 durch den plötzlichen Tod von König Amalrich geschwächt worden, der sich bei einer Belagerung von Banyas die Ruhr zugezogen hatte. Der Schock, den sein Tod auslöste, wurde durch seinen Thronerben noch verschlimmert: Sein Sohn Balduin IV. war dreizehn Jahre alt und litt an Lepra – eine grauenvolle Krankheit, die in seiner Kindheit mit Taubheit in den Gliedern begonnen hatte und ihm fortschreitend große Schmerzen, groteske Entstellung, Blindheit und lange Phasen der Bewegungsunfähigkeit bereiten sollte.

Lepra war ein relativ verbreitetes Übel im lateinischen Königreich: so üblich, dass das Lepra-Hospital gleich vor den Toren Jerusalems als St.-Lazarus-Orden in den 1140er-Jahren eingemeindet wurde. Seine Mitglieder hatten ähnlich den Templern und Johannitern auch militärische Funktionen übernommen. Doch die einzige Behandlung, die man einem Leprösen angedeihen lassen konnte, war Schmerzlinderung, denn mit der Zeit wurden die Extremitäten des Kranken taub, und Sekundärinfektionen führten zur Verwesung von Fingern, Zehen und Teilen des Gesichts,

überall am Körper traten offene Wunden auf, die Sehkraft schwand, und das Atemsystem begann zu versagen. Es war nur ungewiss, wie lange es dauern würde, bis das Opfer starb.

Drei Jahre lang sah Saladin zu, wie der leprose König Balduin IV. sich abmühte, die Kontrolle über sein Königreich zu erlangen, während er selbst seine Position als Sultan von Syrien und Ägypten festigte und gegen Nur al-Dins Anhänger in Aleppo und Mossul vorging. Um 1177 war er in der Lage, die Stärke der Kreuzfahrerstaaten auf die Probe zu stellen. Ende des Sommers versammelte er eine große Armee in Ägypten, marschierte in fränkisches Territorium ein, umging eine kleine christliche Streitmacht, die ihn in Askalon aufhalten sollte, und rückte zügig auf Jerusalem vor, wobei er auf seinem Weg Häuser und Dörfer abbrannte. König Balduin, krank und kaum fähig, selbst die Führung wahrzunehmen, wurde von einer Reihe christlicher Herrscher unterstützt, darunter dem kampflustigen ehemaligen Fürsten von Antiochia Rainald von Châtillon, dessen fünfzehnjährige Gefangenschaft in Aleppo nur seinen unverbrüchlichen Willen gestärkt hatte, gegen die Krieger des Islams Krieg zu führen. Im November 1177 hatte Rainald im Auftrag des Königs den Großmeister Odo von Saint-Amand nebst achtzig Tempelrittern rekrutiert, und zusammen brachen sie aus Gaza auf, um Saladins mächtige Armee zu verfolgen und mit allen Mitteln zum Rückzug nach Ägypten zu zwingen.

Die Templer, die in Schlachtformation ritten, boten ein respekteinflößendes Bild. Ihre ursprünglich lateinisch abgefasste Regel war inzwischen um Dutzende von Klauseln in französischer Sprache erweitert worden, bei denen es nicht um religiöses Wohlverhalten, sondern um das harte Handwerk des Kämpfens auf den Ebenen und Bergpässen in Syrien und Palästina ging. Die Hierarchie der Templer war streng geregelt, wobei der Meister* von Offizieren unterstützt wurde, darunter der Seneschall, der

* Der Begriff «Großmeister», der heute oft für den obersten Meister aller Templer benutzt wird (im Unterschied zu den regionalen Meistern), war tatsächlich im Osten nie allgemein gebräuchlich und auch kein förmlicher Titel. Siehe: Burgtorf, J., *The Central Convent of Hospitallers and Templars: History, Organisation and Personnel (1099/1120–1310)* (Leiden/Boston: 2008), S. 182.

sein Stellvertreter war, und der Marschall, der eine führende Funktion hatte, wenn die Templer in den Krieg zogen, sowie regionale Kommandeure oder Präzeptoren, welche die Verantwortung in einzelnen Städten oder Landstrichen trugen. Der Turkopolier war verantwortlich für die Rekrutierung und Organisation der syrischstämmigen leichten Kavallerie, die auf Feldzügen als Söldner-Hilfstruppe fungierte. Der Großdrapier war ein Zeugmeister, der sicherstellte, dass die Ritter und Sergeanten im Feld mit Waffen, Rüstungen, Uniformen, Schlafzeug, Lagerausrüstung und allem anderen Notwendigen ausgestattet waren.

Disziplin hatte oberste Priorität. Die Ritter folgten zu Pferde hinter ihrer zweifarbigen Standarte, und ihre Regel schrieb streng vor, wie sie sich im Lager, beim Reiten in der Kolonne auf dem Schlachtfeld oder beim Angriff zu verhalten hatten. Die Templer waren durch ihren Eid zu Gehorsam verpflichtet – gegenüber Gott, gegenüber der Regel und gegenüber ihren militärischen Vorgesetzten.

Es war den Tempelrittern verboten, ohne einen ausdrücklichen Befehl des Marschalls Gepäck zu laden oder ihre Pferde zu satteln. Wenn ein solcher Befehl allerdings erteilt wurde, erwartete man, dass die Brüder mit einem munteren «De par Dieu!» antworteten, was so viel wie «Im Namen Gottes!» bedeutet, und unverzüglich ans Werk gingen. Auf dem Marsch ritten die Templer in Kolonnen, während die Knappen vor ihnen hergingen und ihre Lanzen trugen. Auf Nachtmärschen bewegte sich die ganze Kolonne in vollkommenem Schweigen, und selbst bei Tage waren nur die allernötigsten Wortwechsel erlaubt. Der zugewiesene Platz in der Kolonne sollte nach Möglichkeit nicht verlassen werden. Während des Gefechts war es streng verboten, aus der Reihe zu treten, außer um einem Bruder beizuspringen, der sich in unmittelbarer Lebensgefahr befand. Die Brüder ritten wortlos und entschlossen auf das Schlachtfeld und brachen ihr Schweigen nur, wenn die Trompete das Signal zum Angriff gab, dann sprengten sie unter Absingen des Psalms 115 zusammen los:

Nicht uns, Herr, nicht uns,
sondern deinem Namen gib Ehre
um deiner Gnade und Treue willen!

Im Angesicht einer Gefahr auseinanderzustieben oder zu fliehen, galt als Schande. Ein Bruder, der dies tat, verlor auf der Stelle sein Pferd und musste zu Fuß ins Lager zurückmarschieren – für einen Ritter eine besonders demütigende Strafe, da seine ganze kriegerische Identität auf seiner Reitkunst und seinen Fähigkeiten im Sattel beruhte. Selbst wenn ein Bruder bis zur Kampfunfähigkeit verstümmelt war, durfte er ohne ausdrückliche Erlaubnis seines Kommandanten die Schwadron nicht verlassen. Der Rückzug vom Schlachtfeld war untersagt, bis die Armee, in der die Templer kämpften, besiegt war.

Die Bereitschaft, bis zum letzten Mann stehenzubleiben, machte die Templer zu einem wertvollen Teil jeder Armee, die die Könige von Jerusalem aufboten. Dies war der Grund, warum der alte Amalrich ihnen so viele Freiheiten einräumte, obwohl der Orden seine Autorität und Politik missachtete. Amalrichs Sohn, der aussätzigte König Balduin IV., und Rainald von Châtillon brachten deshalb achtzig Templer aus Gaza zum Montgisard, als Saladins Truppen dort im Winter 1177 gesichtet wurden.

Nach einem Bericht des Gelehrten und Historikers Abu Schama aus dem dreizehnten Jahrhundert zu urteilen, erwartete Saladins Armee keinen großen Widerstand seitens der Franken. Der Sultan erlaubte seinen Soldaten, auszuschwärmen und Dörfer zu plündern, statt zusammenzubleiben. «Das Schicksal war gegen sie», schrieb Abu Schama grimmig, und er irrte sich nicht.¹² Die lateinische Armee, die den Jerusalemer Splitter des Wahren Kreuzes – ihre heiligste Reliquie – vor sich hertrug, erschien unerwartet und fiel über die Muslime her, wie sie es am besten konnte: mit der schweren Kavallerie-Attacke, in der sich die Reiter direkt auf den Feind stürzten, wobei jeder der gepanzerten Krieger so schnell und hart vorging wie nur möglich. Wenn gut vorgetragen, war eine solche Attacke ein furchterregender Anblick, und muslimische Armeen hatten dem traditionell wenig entgegenzusetzen. Die fränkischen Ritter waren zahlenmäßig weit unterlegen, aber sie kamen mit heiligem Zorn über Saladins Männer.

Abu Schama wurde in seinem Bericht über die Offensive der Franken geradezu poetisch: «flink wie Wölfe, bellend wie Hunde ... griffen sie mit der geballten Kraft einer lodernden Flamme an». Sie warteten den günstigsten Augenblick ab, als Saladin eine taktische Umgruppierung der bei

ihm verbliebenen Soldaten versuchte: Genau im Moment der größten Unordnung griffen sie an.¹³ Gleichwohl entbrannte eine heftige Schlacht. Saladins Neffe und getreuer Emir (ein adeliger Kommandeur) Taqi al-Din «kämpfte heldenhaft mit Schwert und Lanze», doch um ihn her fielen die Männer zu Hunderten. «Viele seiner tapferen Offiziere fanden den Märtyrertod», schrieb Abu Schama, «und gingen hin, um die Freuden der ewigen Heimstatt zu kosten.»¹⁴

Saladin kämpfte inmitten seiner Elite-Leibgarde aus Mamluken: Sklavensoldaten, die aus der asiatischen Steppe verschleppt und von Kindheit an zu Soldaten erzogen worden waren. Sie trugen gelbe Seide über ihren Brustpanzern, passend zum Feldanzug des Sultans in der gleichen Farbe. «Stets ihren Herrn umringend, kennen sie nur ein Ziel: ihn vor Schaden zu beschützen, und sie hängen an ihm selbst bis zum Tod», schrieb Wilhelm von Tyrus.¹⁵ Wie die Templer zeichneten sich diese Männer durch ihre Opferbereitschaft aus, durch ihre außerordentliche Kampfausbildung und ihre Standfestigkeit auf dem Schlachtfeld auch bei einer desaströsen Niederlage. «Es kommt oft vor», so Wilhelm von Tyrus, «dass der Rest sein Heil in der Flucht sucht, während fast alle Mamluken fallen.»

In der Schlacht von Montgisard fanden viele Mamluken den Tod. Diejenigen, die zu entkommen versuchten, wurden kilometerweit über tückisches Sumpfland, den sogenannten Sumpf der Stare, verfolgt. Sie warfen ihre Rüstungen und Waffen von sich, um schneller zu fliehen. Einhundert wertvolle Brustschilde wurden von den fränkischen Trophäensammlern aufgelesen, die nach den Kämpfen das Schlachtfeld durchkämmten. Saladin entkam zwar dem Tod, aber er war gedemütigt und musste sich auf einem elenden Rückmarsch in harschem Winterwetter zu seiner Basis in Ägypten zurückquälen, während seine Männer den verlorenen Kameraden und dem zurückgelassenen Essen und Trinken nachtrauerten. Zu allem Überfluss wurden seine Karawanen auf dem Weg nach Kairo von Beduinen überfallen und ausgeraubt. Es war eine der schwersten militärischen Niederlagen, die Saladin je erlitt, und die Erinnerung daran begleitete ihn noch viele Jahre: eine Erniedrigung, die nach Rache verlangte.¹⁶

Die achtzig Templer aus Gaza, die am Montgisard kämpften, hatten Anteil am blutigen Erfolg, den der amtierende Meister der Johanniter als

«einen glücklichen Sieg über eine unberechenbare Horde von Sarazenen» bezeichnete.¹⁷ Wenige von ihnen wussten, dass sie zu diesem Triumph maßgeblich auch durch eine erstklassige List beigetragen hatten. Zwei Söhne von Saladins Neffen Taqi al-Din nahmen an der Schlacht teil. Einer von ihnen, Ahmad, «ein sehr schöner junger Mann», dem gerade erst der Bart gewachsen war, erschoss einen Ritter mit einem Pfeil und wurde kurz darauf, als er zum zweiten Mal schießen wollte, selbst getötet.¹⁸ Der zweite, den Abu Schama «Chahinchah» nannte, hatte eine etwas kompliziertere Geschichte. Noch vor der Schlacht war er von einem Agenten in Damaskus kontaktiert worden, der insgeheim für die Templer arbeitete. Dieser verdeckte Vermittler hatte Chahinchah davon überzeugen können, dass König Balduin als Gegenleistung für einen Treuschwur bereit sei, ihn anstelle seines Großonkels als Herrscher von Kairo einzusetzen.

Trotz der offensichtlichen Unwahrscheinlichkeit, dass der lepröse König in der Lage gewesen wäre, Saladin aus Ägypten zu vertreiben, geschweige denn die Nachfolge zu regeln, war dieses Komplott ein Stück weit gediehen, und der Agent in Damaskus hatte dem genasführten Sohn gefälschte Dokumente vorgelegt, die ihn angeblich zum Überlaufen auf die christliche Seite ermächtigten. Chahinchah hatte einem persönlichen Treffen zugestimmt, doch er wurde hinters Licht geführt: Man brachte ihn an einen «einsamen Ort» und übergab ihn den Templern, die ihn in Ketten legten und als Gefangenen abtransportierten. Sieben Jahre lang wurde er vom Orden gefangen gehalten und schließlich als Druckmittel benutzt, um christliche Gefangene aus Saladins eigenen Kerkern freizupressen. Bei all ihrer gerühmten militärischen Kompetenz verfügten die Templer auch über ein bemerkenswertes Geschick im politischen Fallenstellen. 1177 hatten sie beides eingesetzt, um Saladin bei seinem ersten ernsthaften Versuch einer Invasion ins fränkische Königreich in die Schranken zu weisen.

Doch der Sultan von Syrien und Ägypten war nicht der Mann, der sich mit einer Niederlage abfand.



An einem Berghang an der Jakobsfurt jenseits des Jordan, zwischen der Chula-Ebene und dem See Genezareth, errichtete man eine neue Kreuzfahrerfestung. Auf Befehl des Königs von Jerusalem wurde im Oktober 1178 der Grund geebnet, und in den folgenden sechs Monaten wurden das Fundament gelegt und Mauern «von fabelhafter Dicke und hinreichender Höhe» errichtet.¹⁹ Die neue Festung hatte eine strategisch wie religiös bedeutsame Lage: Hier hatte dem Alten Testament nach der Patriarch Jakob seine Leute in zwei Gruppen aufgeteilt, seinem auf Rache sinnenden Bruder Esau eine Nachricht gesandt und mit einem Engel Gottes gerungen, der ihm das Hüftgelenk verrenkte.²⁰ Die Muslime nannten den Ort «Furt der Klagen» und verehrten ihn ebenso wie die Christen. Zu dieser geschichtlichen Bedeutung kam noch ein praktischer Nutzen hinzu: Die Jakobsfurt war ein wichtiger Flussübergang auf dem Weg von Akkon nach Damaskus und Teil einer längeren Karawanenroute, der Via Maris, die Ägypten mit Mesopotamien verband. Letztendlich markierte sie den entscheidenden mittleren Abschnitt einer globalen Handelsader, die von China im fernen Osten bis nach Marokko führte.

Der Pass bei der Jakobsfurt war ein gefährlicher Ort, heimgesucht von Banditen und Wegelagerern, die aus ihren Bergverstecken über der Zabulon-Ebene blitzartige Überfälle auf Reisende unternahmen und die Straße ohne Militäreskorte so gut wie unpassierbar machten. Die neue Festung ermöglichte die Einrichtung einer ständigen Garnison zum Schutz der Pilger und Kaufleute, die durch das christliche Palästina zogen. Sie versprach auch Sicherheit vor möglichen Angriffen aus Damaskus, das nur einen Tagesmarsch entfernt lag – ein besonders dringendes Erfordernis angesichts von Saladins Vorstoß im Jahr zuvor.

Die Festung bei der Jakobsfurt war ein gemeinschaftliches Projekt der Krone und des Templerordens. Den ganzen Winter 1178/79 hindurch arbeiteten Steinmetze an der Errichtung der Mauern, während Patrouillen fränkischer Soldaten die Straße und die Berghänge gegen Banditen verteidigten, von denen sie so viele wie möglich in Hinterhalte lockten und töteten. Im April 1179 hatte die Festung schon große Fortschritte gemacht: Drei Viertel der Fundamente waren ausgegraben, eine Umfassungsmauer mit fünf Toren und einem Turm sowie ein Backofen und eine Zisterne waren errichtet. Die Arbeiter schufteten weiter mit



Spaten, Hacken und Schubkarren, eilten zwischen großen Stein-, Kalk- und Kieselhaufen hin und her.²¹ Da andere Teile des Königreichs seine Aufmerksamkeit beanspruchten, kehrte Balduin IV. nach Jerusalem zurück und übergab die noch im Bau befindliche Festung Odo von Saint-Amand und den Tempelrittern, die sie verteidigen, fertigstellen und ausstatten sollten.

Es gab aber noch viel mehr Arbeit für sie zu beaufsichtigen: Eine zweite äußere Umfassungsmauer war geplant sowie ein Burggraben und Torhäuser, die zwei Höfe miteinander verbanden. Hunderte von Arbeitern lebten neben den Rittern und Sergeanten der Garnison: Maurer, Architekten, Eisen- und Waffenschmiede sowie muslimische Gefangene, die Zwangsarbeit leisten mussten.²² Rund tausendfünfhundert Männer kampierten um den Festungskomplex. Der Orden war dank der ihm übertragenen Rechte am umliegenden Land in der Lage, Bau und Verteidigung des gewaltigen Projekts zu finanzieren. Wenn die Festung an der Jakobsfurt auch noch nicht ganz fertig war, so standen doch die Mittel dafür zur Verfügung, und jedenfalls begann sie bereits ihren Zweck zu erfüllen.²³

Innerhalb weniger Wochen, nachdem das zweifarbige Banner über der Festung gehisst worden war, wurde ihre Wehrhaftigkeit bereits auf die Probe gestellt. Das Bauwerk blieb Saladin kaum verborgen, für ihn war die Festung zu Recht ein provokativer Versuch, in der Region das Gleichgewicht zwischen dem christlichen Akkon und dem muslimischen Damaskus zu verschieben, und außerdem ein fundamentaler Verstoß gegen den religiösen Anstand: Die Ungläubigen bauten auf dem Grund und Boden, der allen frommen Muslimen heilig war. Kaum hatte König Balduin mit seiner Entourage die Jakobsfurt verlassen, führte Saladin eine Armee nach Banyas – in Angriffsdistanz zur Festung – und «blieb eine Weile und unternahm Beutezüge in fränkisches Gebiet», wie Ibn al-Athir lakonisch festhielt. Angeblich hatte der Sultan 60 000 Dinar für den friedlichen Abbruch der Festung geboten; das Angebot wurde aber abgewiesen.²⁴ Daher machte sich Saladin in den Tagen vor Trinitatis – am 27. Mai 1179 – daran, die Templer mit Gewalt zur Aufgabe der Festung zu zwingen.

Laut Wilhelm von Tyrus führte Saladin seine Soldaten an die Festungsmauern heran und «schickte ohne Unterlass dichte Schauer von Pfeilen und bedrängte die Belagerten innerhalb der Mauern mit wieder-

holten Angriffen».²⁵ Das war eher eine Erkundungsmission; sie endete wenige Tage später, als ein Templer namens Renier von Mareuil einen Pfeil von den staubumhüllten, noch unfertigen Festungsmauern abschoss und einen von Saladins führenden Emiren tödlich traf. Saladin zog sich zurück, aber nicht für lange.

Als sie erkannten, dass man Odo und die Templer nicht für unbegrenzte Zeit die Baustelle verteidigen lassen konnte, beeilten sich Balduin und sein Rat, Truppen über Tiberias zurück an die Jakobsfurt zu schicken. Beim Marsch durch das Gebiet um Banyas sahen sie Rauch aus allen Dörfern aufsteigen, die von der Armee des Sultans niedergebrannt worden waren: Es musste dringend eingegriffen werden.

Am Sonntag, dem 9. Juni, trennte sich die Kavallerie des Königs von den Fußsoldaten, die sie begleiteten. Die Reiter, die der Armee vorausritten, trafen auf eine Gruppe von Saladins Streitmacht, die auf Beutezug war, und besiegten sie in einem Scharmützel. Beide Seiten wichen zurück. Die lateinischen Ritter verfolgten die zerstreuten Plünderer über mehrere Kilometer, doch bald stießen sie auf Saladin selbst, der ein weitaus größeres Heer bei sich hatte. Plötzlich wendete sich das Blatt: Nach einem kurzen Versuch, standzuhalten und zu kämpfen, rannten die Lateiner nun um ihr Leben. Manche suchten in den Bergen Schutz, andere strebten zur nahen Festung Beaufort. König Balduin IV., den die Armee mit sich transportierte, wurde von seiner Leibgarde in Sicherheit gebracht, doch etwa zweihundertsiebzig christliche Reiter wurden gefangen genommen. Verheerend für die Templer war, dass sich darunter ihr Meister Odo von Saint-Amand befand.

Odo hatte schon früher Zeit in Gefangenschaft verbracht, unter Nur al-Din war er in Damaskus zusammen mit Bertrand von Blanquefort eingekerkert gewesen. Wilhelm von Tyrus fand ihn höchst verächtlich und zitierte absichtlich das Buch Hiob falsch, um ihn zu beschreiben: «ein böser Mann, hochfahrend und eingebildet, in dessen Nasenflügeln der Geist des Zorns wohnte».²⁶ Und ohne seine Fehler genauer zu benennen, machte ihn Wilhelm für die Niederlage verantwortlich: «viele Menschen legten ihm die Verluste und die immerwährende Schmach dieses Fiaskos zur Last». In Wahrheit war Odo schwerlich der einzige Schuldige. Ibn al-Athir hielt fest, dass zu denen, die bei der Jakobsfurt gefangen

genommen wurden, Balian von Ibelin gehörte, «der höchstrangige Franke nach dem König», sowie Hugo von Saint-Omer, Titularfürst von Galiläa, «und andere berüchtigte Ritter und Despoten». Saladin ließ die Gefangenen direkt vom Schlachtfeld nach Banyas zurück mitnehmen, wo viele von ihnen eine lange und elende Zeit bis zur Auslösung erwartete.

Odo von Saint-Amand hatte zum letzten Mal die Freiheit gekostet. «Binnen eines Jahres starb er als Gefangener in einem armseligen Kerker, von niemandem betrauert», schrieb Wilhelm von Tyrus. Der persische Gelehrte Imad al-Din zeigte noch weniger Mitgefühl: «Der Meister der Templer ging von seiner Gefängniszelle in das Verlies der Hölle.»²⁷ Der Orden forderte später seinen Leichnam im Austausch gegen einen muslimischen Anführer, den sie gefangen hielten. Es war ein jämmerliches Ende für den achten Meister des Ordens.

Imad al-Din hielt Saladins Reaktion fest, als er zum ersten Mal davon hörte, dass eine Festung an der Jakobsfurt erbaut wurde. Die Worte sind wahrscheinlich eher eine literarische Erfindung als die Wiedergabe der tatsächlichen Rede, aber sie fangen recht gut seine praktisch-nüchterne Einstellung zur Kriegsführung ein:

Als man ihm berichtete, die Festung werde, wenn sie einmal fertig gebaut sei, die Schwachstellen an der muslimischen Grenze kontrollieren und eine sichere Passage sehr schwierig machen, antwortete Saladin: «Lasst sie zu Ende bauen, und dann gehen wir hin und zerstören sie von oben bis unten, so dass nichts davon übrig bleibt.»²⁸

Ende Sommer 1179 schickte sich Saladin an, genau das zu tun.

Seine Männer rückten am Freitag, dem 24. August, aus Banyas mit allen Gerätschaften für eine Belagerung an. Sie brachten große Steinschleudern, um die Festungsmauern zu bombardieren, fällten Bäume und rissen Ranken aus, um die Operateure der Steinschleudern mit einem Schutzschild gegen die Armbrustbolzen der Verteidiger zu versehen.²⁹ Auch brachten sie Leitern, Grabwerkzeug und Feuer.

Da er wusste, dass wahrscheinlich rasch Verstärkung kommen würde, plante Saladin einen Angriff, der nicht länger als eine Woche dauern sollte. Die Belagerung begann um fünf Uhr nachmittags mit einer heftigen Attacke auf einen Barbakan (ein befestigtes äußeres Torhaus) nahe

den Hauptmauern der Festung. Berufssoldaten wurden von begeisterten Mitläufern begleitet, die sich ihnen aus Abenteuerlust, Beutegier oder wegen des ruhmreichen Dschihad angeschlossen hatten. Ibn al-Athir schrieb:

Es war ein wilder, heftiger Kampf. Ein Mann in zerlumptem Hemd aus dem gemeinen Volk erkletterte den Barbakan der Festung und kämpfte oben auf der Mauer. Andere seiner Kameraden folgten ihm nach. Ihnen schlossen sich die Soldaten an, und der Barbakan wurde eingenommen.³⁰

Unterdessen brach die Dämmerung herein, und muslimische Wächter wurden im frisch eroberten Barbakan aufgestellt, um einen möglichen Überraschungsangriff abzuwehren. Vor jedem der Festungseingänge wurden Feuer angezündet, um sicherzustellen, dass niemand unbemerkt passieren konnte.

Da sie eingeschlossen waren, entschieden die Templer in der Festung, sich hinter den sieben Meter dicken Mauern einzuigeln und auf Entsatz zu warten. Sie hatten genügend Nahrung und Waffen und konnten im Notfall wochenlang durchhalten. Als sie sich so auf eine spätere Rettung einrichteten, müssen sie den höllischen Lärm der Steingeschosse aus den Bliden erwartet haben. Aber stattdessen hörten sie ein anderes, ebenso entsetzliches Geräusch: das Scharren von Schaufeln, mit denen aleppische Mineure einen Tunnel unter den Festungsturm gruben, um ihn zum Einsturz zu bringen.

Zwei Tage lang arbeiteten die Mineure, bis sie einen Tunnel gegraben hatten, der etwa zwanzig Meter unter die Erde reichte und zweieinhalb Meter breit war. Dies wurde für ausreichend gehalten, um den Turm zu Fall zu bringen. Die Holzstützen wurden in Brand gesteckt, doch nichts geschah: Das Ungetüm von Turm blieb einfach stehen. Als der Montagmorgen dämmerte, wies Saladin seine gesamte Arbeitstruppe an, das Feuer zu löschen: Jeder, der einen Eimer Wasser zum Tunnel brachte, bekam einen Dinar.

Am Dienstag kam die Nachricht, dass Hilfe im Anmarsch sei. Die Templer in der Festung mussten nur noch wenige Tage abwarten und konnten zuversichtlich sein, dass die Belagerer vertrieben würden.

Auch Saladin wusste, dass die Zeit drängte, und er schickte seine

Mineure erneut in den verkohlten Tunnel, um zu graben, was das Zeug hielt. Zwei weitere Tage arbeiteten sie, verbreiterten und vertieften den Schacht unter dem Turm. Am Mittwochabend wurde das Feuer erneut entfacht, und diesmal war der unterirdische Aufruhr zu viel für die enormen Mauern des Turms. Als am Donnerstagmorgen die Sonne aufging, brach ein Teil des Gemäuers zusammen, was außerhalb der Festung großen Jubel auslöste.³¹ Balduins Entsatzarmee war immer noch einen Ritt von mehreren Stunden entfernt, und was wie ein schlichtes Geduldspiel ausgesehen hatte, war plötzlich zum letzten Gefecht geworden.

Hinter der eingestürzten Mauer hatten die Templer Holzbarrikaden und -zelte aufgetürmt. Als der Turm einbrach, wurde eine Welle glühend heißer Luft in die Festung gesogen, die alles verbrannte, was sie berührte, und ein Feuer entfachte, das eine allgemeine Panik auslöste. Saladins Männer stürmten hinein, nahmen die wertvollsten Christen gefangen und metzelten sämtliche muslimischen Abtrünnigen und Bogenschützen-Söldner nieder, die in ihre Hände fielen.

Getreu dem Geist ihrer Regel, begaben sich die Templer nicht widerstandslos in die Hände ihrer Feinde. Saladins Kanzler al-Qadi al-Fadil schrieb an den sunnitischen Kalifen in Bagdad einen mächtig ausgeschmückten Brief, in dem er den selbstmörderischen Kampf inmitten der Ruinen der brennenden Festung ausmalte. Er schrieb von «Tränen aus Feuer», die von dem einstürzenden Turm fielen, und ließ in der Schilderung des Grauens, das er gesehen hatte, seiner Feder freien Lauf:

Die violetten Schatten der Dunkelheit wurden von Granatapfelrot abgelöst ... Es war, als erfüllte Dämmerung die Nacht, und der Himmel wurde von anderen Feuern als denen im Osten und Westen erleuchtet. Der glühende Hauch verschlang Männer und Steine, und eine grausige Geisterstimme rief: «Ich spreche zu dir, Nachbar! Hör mir zu!» ... Die Ungläubigen schrien: «Wahrlich, was für ein Entsetzen!»³²

Al-Fadis Brief war mehr als Poesie, denn er beschrieb die letzten Augenblicke des Kommandeurs der Templer, als die brennenden Festungsmauern gestürmt wurden:

Der Fürst, der die Stätte befehligte, wurde Zeuge ihrer Zerstörung und des Untergangs, dem seine Freunde und Gefährten geweiht waren. Als die Flammen ihn erreichten, warf er sich furchtlos in eine Grube voller Feuer. Sobald die Flammen ihn verzehrten, wurde er in den nächsten Glutofen [d. h. die Hölle] geschleudert.

Am Donnerstagnachmittag des 30. August war die Festung an der Jakobsfurt eingenommen, der Boden war übersät mit Hunderten von Pfeilen, verlassenen Kriegsgerät und den verrenkten Körpern der Toten, manche mit gespaltenen Köpfen, andere mit abgehackten Gliedern. Pferde, Maultiere und Esel, die den Angriff überlebt hatten, wurden zusammengetrieben und ebenso wie die tausend Kettenhemden aus dem Zeughaus als Beute heimgeführt. Manche Leichname überließ man Aasfressern, andere warf man in die Zisterne – eine gedankenlose Schändung, die rasch zum Ausbruch von Krankheiten in der Armee des Sultans führte. Nachdem die Festung geschleift und nichts von Wert mehr herauszuholen war, erfüllte Saladin sein furchtbares Versprechen. Bis Oktober blieb er in der Region, und in dieser Zeit hatte er «die Festung niedergerissen und dem Erdboden gleichgemacht».³³

Die Niederlage von Montgisard war damit vollständig gerächt. Ein zeitgenössischer muslimischer Autor nannte die Festung an der Jakobsfurt «Unglücksnest».³⁴ Der Dichter al-Naschw ibn Nafadha höhnte:

Die Vernichtung kam schnell über die Franken,
Jetzt ist die Zeit, ihre Kreuze zu zerschlagen.
Die Zeit ihres Todes war gekommen, denn sonst
Hätten sie nicht das Haus der Klagen gebaut.³⁵

Als Ursache für die Katastrophe sah Wilhelm von Tyrus die weit verbreitete Sündhaftigkeit der Lateiner. Verzweifelt beschloss er seine Beschreibung des Fiaskos an der Jakobsfurt mit einer Passage aus den Psalmen: «Der Herr, ihr Gott, hatte sich von ihnen abgewandt.»³⁶

Eine Weile schien er recht zu behalten.

Die Stadt wird fallen



Als Wilhelm von Beaujeu die sarazenischen Trommeln hörte, machte er sich in solcher Hast kampfbereit, dass er kaum Zeit hatte, seine Rüstung festzuzschnallen. Der Meister hielt sich im Templerhaus in Montmusard auf, einer großen nördlichen Vorstadt Akkons, die zwar von der Altstadt abgesondert, aber dennoch innerhalb ihres doppelten Mauerrings lag. Das Trommeln kam aus der Richtung des Antonius-Tors im Osten, ein Mauerstück, das gewöhnlich den Johannitern zur Verteidigung überlassen wurde.¹ Es klang so laut und nah, dass zweifellos das Schlimmste geschehen war: Nach sechs Wochen und einem Tag un-aufhörlicher Bombardierung hatte sich die mamlukische Armee am Freitag, dem 18. Mai 1291, offenbar Zutritt zur Stadt Akkon verschafft. Wenn sie nicht sofort zurückgedrängt werden konnte, würde ein Straßenkampf ausbrechen, und dann wären die Christen allein schon wegen ihrer zahlenmäßigen Unterlegenheit verloren. Das Mamlukenheer wurde auf mehrere Hunderttausend Mann geschätzt, Akkons Verteidiger standen dazu in einem Verhältnis von eins zu zehn.

An den Docks wurde bereits fieberhaft versucht, die Frauen und Kinder zu evakuieren, aber der hohe Seegang machte es schwierig, die Entsatzschiffe aus dem Hafen zu manövrieren. Keiner, der in der Stadt blieb, konnte auf Gnade hoffen. Die Belagerungsarmee wurde von al-Aschraf Khalil kommandiert, der 1290 neuer Mamlukensultan geworden war. Er

hatte sich kurz zuvor in einem Brief an Wilhelm von Beaujeu unbescheiden, aber nicht ganz unzutreffend vorgestellt als:

Sultan der Sultane, König der Könige, Herrscher der Herrscher ... der Mächtige, der Schreckliche, Geißel der Rebellen, Verfolger der Franken und Tartaren und Armenier, der den Ungläubigen ihre Burgen aus den Händen reißt, Herrscher der beiden Meere, Wächter der beiden Pilgerstätten.²

Dies war ein Mann, der den Katapulten seiner schweren Artillerie Namen wie «Attacke» und «Sieg» gab. Mit Begriffen wie Milde oder Anstand konnte er nichts anfangen.

Als Wilhelm von Beaujeu sich kampfbereit machte, scharte er so viele tüchtige Männer um sich, wie er konnte. Die meisten Templer von Akkon waren in der Altstadtfestung beim Hafen stationiert, aber Wilhelm hatte zehn oder zwölf Brüder in Montmusard bei sich, zusammen mit seiner Leibwache aus zwei Rittern, einem Sergeanten, einem Turkopolen, einem Schildknappen und zwei Fußsoldaten. Das waren nicht viele, aber besser ging es nicht. Die kleine Schwadron galoppierte durch die Straßen Montmusards zum Antonius-Tor und schloss sich auf dem Weg mit dem Meister der Johanniter, Johann von Villiers, zusammen, der ein eigenes Gefolge von ähnlicher Größe und Zusammensetzung anführte.³ Sie alle erreichten das Tor gerade noch rechtzeitig, um mamelukische Soldaten durch eine Bresche in der Mauer eindringen zu sehen, und warfen sich in den Kampf. Der Templer von Tyrus schrieb darüber:

Es wirkte, als ob sie sich gegen eine Steinmauer schleuderten. Die Feinde schossen so dicht und häufig Griechisches Feuer, dass ein Mann den anderen vor lauter Rauch kaum sehen konnte. In dem Rauch schossen die Bogenschützen so viele gefiederte Pfeile, dass unsere Männer und Pferde schrecklich verwundet wurden.⁴

Ein englischer Schildknappe, der zu Fuß weiterkämpfte, nachdem das Pferd unter ihm zusammengebrochen war, wurde direkt von einem brennenden Geschoss getroffen. Es steckte seinen Umhang in Brand, sein Gesicht und dann sein ganzer Leib gingen in Flammen auf, «als wäre er ein

Kessel Pech». Die Mamluken hielten ihre Schlachtordnung hinter einer Mauer aus Schilden, kämpften mit Speeren, Pfeilen und Brandsätzen und kamen stetig voran. Mehrere Stunden lang griffen die Templer und Johanniter die Wand aus Schilden mit der Kavallerie an, doch jedes Mal wurden sie von einem Geschosshagel zurückgeschlagen. Im Laufe des Vormittags begann die Kampfmoral zu sinken. Während die Mamluken hinter ihrer Barrikade Zentimeter für Zentimeter vorrückten, füllten immer neue Eindringlinge die Lücken hinter ihnen.

Wilhelm von Beaujeu kämpfte zu Pferde inmitten seiner Männer, in der Rechten schwang er eine Lanze. Als er den linken Arm hob, vielleicht um das Signal für einen neuen Sturm gegen die feindliche Kampflinie zu geben, traf ihn ein Wurfspieß, der aus der Richtung des Stadttors geschleudert wurde, direkt unter der linken Achselhöhle, wo die Platten seiner leichten Rüstung etwas auseinanderklafften. «Der Schaft drang eine Handlänge tief in seinen Körper ein», schrieb der Templer von Tyrus, der als Angehöriger von Wilhelms Hausgesinde der Schlacht zusah.

Wilhelm wurde nicht aus dem Sattel geworfen, aber er wusste, dass er tödlich getroffen war. Er wendete sein Pferd und machte eine Bewegung, als wollte er die Stätte verlassen. Aus Gewohnheit folgte ihm seine Garde, auch der Sergeant, der die schwarz-weiße Standarte trug. Eine Gruppe italienischer Kreuzfahrer, die sich in die Schlacht gemischt hatten, sahen ihn weichen und schlossen daraus, dass die Templer den Mut verloren hatten. «Um Gottes Willen, Herr, verlasst uns nicht, sonst fällt die Stadt sofort!», riefen sie.

Da ihm die Gefahr einer Massenpanik bewusst war, rief Wilhelm, so laut er konnte, zurück: «Edle Herren, ich kann nicht mehr tun, denn ich bin des Todes; seht die Wunde!» Er deutete auf den Speer, der immer noch in seiner Achselhöhle steckte, doch als er den Arm hob, um die Wunde zu zeigen, verlor er das Bewusstsein. Der Meister ließ seine Lanze fallen, sein Kopf sank herab und er rutschte vom Pferd. Seine Diener eilten herbei, um ihn sanft aufzufangen, hoben ihn auf einen Schild, trugen ihn in ein geschütztes Gebäude und luden ihn dort ab, um seine Wunden zu untersuchen. Es gelang ihnen, die Riemen seines Brustharnischs zu zerschneiden, doch die Schulterstücke konnten sie nicht entfernen, daher

legten sie ihn halb entkleidet auf eine Decke und trugen ihn an den Strand, um ihn auf einem Boot aus der Stadt zu bringen. Auf den Mauern Akkons hinter ihnen wurden die Banner des Sultans gehisst.

Es war unmöglich, vom Strand aus zu entkommen. Hohe Wellen trieben Wilhelms Genossen zurück, daher gingen sie mit ihrem Meister weiter zum Templergelände am südwestlichen Zipfel der Stadt, das sie durch einen Seiteneingang betraten, und trugen ihn zwischen den Ställen an hohen Misthaufen vorbei ins Haupthaus. Dort blieb Wilhelm den Rest des Tages liegen, ohne zu sprechen. Gegen Abend hörte er draußen Tumult und gab seinen Bewachern durch Zeichen zu verstehen, dass er wissen wollte, was vor sich gehe. «Sie sagten ihm, dass die Männer kämpften», erinnerte sich der Templer von Tyrus, «und er befahl ihnen, ihn in Frieden zu lassen.»



Wilhelm von Beaujeu starb noch am selben Abend. Die Stadt Akkon fiel. Die Mamluken drängten an drei Stellen durch die Mauern und zogen mordend durch die Straßen. Der Templer von Tyrus sah, wie adelige Frauen und Nonnen zu den Docks rannten, manche der Frauen waren schwanger oder pressten Säuglinge an ihre Brust. Diejenigen, die nicht entkommen konnten, wurden von ihren Kindern getrennt und entweder versklavt oder von den Pferden der Invasoren zu Tode getrampelt. Kleinkindern wurde der Bauch aufgeschlitzt, oder sie wurden zerschmettert. Die Evakuierung von der stürmischen Küste ging weiter, wobei genuesische Galeeren die Zivilisten zu größeren Schiffen im offenen Meer brachten, die nach Zypern fuhren. Der König von Zypern, Hugo III., entkam in sein Reich, wie auch mehrere westliche Granden, aber der Patriarch von Jerusalem, Nikolaus von Hanapes, ertrank bei dem Versuch, ein schwer beladenes Boot zu besteigen – er rutschte aus und plumpste ins Wasser. Eine Gruppe Templer unter dem alten Präzeptor Theobald Gaudin entkam nach Sidon, wo sie sich in die Templerburg zurückzogen und Theobald zum neuen Ordensmeister wählten. Wer keinen Platz auf einem Schiff ergattern konnte, eilte zu der einzigen sicheren Stelle in der Stadt, der Templerfestung, einem trotzigem

Wahrzeichen an der Küste, dessen Turmspitzen große goldene Löwen zierten.

Nachdem ihr Meister tot war, fiel das Kommando über die Templer in Akkon an den Marschall Peter von Sevrey, der so viele Zivilisten wie möglich auf dem Templer Gelände unterbrachte und dann die Tore verammelte. Nach einigen Tagen schickte al-Aschraf einen Gesandten zu den Templern mit dem Angebot, Nichtkombattanten aus der Stadt zu eskortieren. Peter von Sevrey willigte ein, doch als der Geleittrupp in die Burg eingelassen wurde, entpuppte er sich als ein Haufen von vierhundert ungezügelter Reitern, die sich auf Frauen und Kinder stürzten, noch bevor sie außerhalb der Tore waren.⁵

Das konnte der Marschall nicht hinnehmen. Er befahl, die Burgtore wieder zu schließen, so dass die vierhundert Muslime in der Falle steckten. Nun begann eine Schlacht im Burghof. Diesmal waren die Christen im Vorteil, und sie erschlugen fast all ihre Gefangenen und schnitten ihnen die Köpfe ab. Der Templer von Tyrus schrieb: «Keiner kam mit dem Leben davon.» Das entsprach nicht ganz der Wahrheit: Einer von al-Aschrafs Männern berichtete später, er habe eine Stunde lang gekämpft und sei dann mit neun anderen in einen der zum Meer hin gelegenen Türme der Festung geflüchtet, von wo sie ins Meer gesprungen seien. «Manche starben, manche wurden verstümmelt und manche wurden für ein Weilchen geschont», schrieb er.⁶ Der Kampf war heftig und gnadenlos aus einem einfachen Grund: Alle wussten, dass dies nicht nur Akkons letztes Gefecht war. Es war das Endspiel für die Kreuzfahrerstaaten.

Nach der Schlacht erhielt Peter von Sevrey erneut eine Botschaft des Sultans. Dieser beteuerte, es sei ihm bewusst, dass seine Männer ihren Tod selbst verschuldet hätten, und er lud den Marschall zu Verhandlungen bei sich ein. Dies muss eine qualvolle Entscheidung für Peter gewesen sein. Wenn er die Festung verließ, waren er und seine Männer auf Gedeih und Verderb dem Sultan ausgeliefert. Wenn er blieb, gab es keinerlei Hoffnung auf Verstärkung oder Entsatz. Wer Akkon verlassen konnte, hatte es bereits getan. Alle Übrigen waren nun auf sich allein gestellt. In der Hoffnung, wenigstens das Leben der ihm anvertrauten Zivilisten zu retten, verließ Peter, gefolgt von einer Delegation aus Templerbrüdern, die Burg, aber sobald sie das Feldlager der Feinde erreichten, wurden sie

geköpft. Mamlukische Pioniere begannen Tunnel zu graben, um einen der Burgtürme zum Einsturz zu bringen. Nach drei Tagen, am Montag, dem 28. Mai, stürzte der Turm, und die Soldaten stürmten herein. Das Gelände wurde überrannt, und Akkon erlebte die totale Kapitulation.



Jakob von Molay, ein burgundischer Ritter von etwa siebenundvierzig Jahren, war zu der Zeit, als Akkon fiel, in Nikosia auf Zypern. Wie alle anderen Templer im Heiligen Land, die nicht von den Mamluken abgeschlachtet worden waren, hatte er vermutlich von entsetzten Überlebenden aus erster Hand Berichte über das Massaker gehört.⁷

Die meisten Boote hatten ihre aus Akkon evakuierten Passagiere in Zypern an Land gesetzt. Zu den Vertriebenen gesellten sich bald die Flüchtlinge aus den letzten Siedlungen an der levantinischen Küste. Kaum war der neue Templermeister gewählt, verließ er seinen Posten und reiste mit der Ankündigung nach Zypern, Hilfe zu holen. Die übrigen Brüder warteten aber nicht erst ab, bis er damit Erfolg hatte, sondern überließen Sidon am 14. Juli seinem Schicksal.

Nördlich von Akkon hatten die Mamluken Tyrus fast gänzlich verlassen vorgefunden; Beirut wurde etwa um die gleiche Zeit aufgegeben. Anfang August verblieben nur noch zwei Templerburgen in den Händen der Christen, die sich aber so isoliert nicht lange halten konnten. Am 3. August ergab sich Tortosa, und elf Tage später gab auch die Garnison im Fort Pèlerin ihren Widerstand auf. Der Templer von Tyrus schrieb:

Sie erkannten, dass die Burg nicht länger zu verteidigen war, daher verließen sie sie und fuhren auf die Insel Zypern, und die Sarazenen vollendeten die Zerstörung des Landes ... Alles ging verloren, so dass die Christen keine Handbreit Land in Syrien mehr besaßen.⁸

Dies muss in Jakob von Molays Templerlaufbahn, die ohnehin schon aus einer Serie von Frustrationen und Enttäuschungen bestand, die entmutigendste Erfahrung gewesen sein. Jakob hatte den Templern sein Leben lang gedient, nachdem er dem Orden mit Anfang zwanzig in einer pathe-

tischen Zeremonie beigetreten war, die von Aimery von La Roche, dem ranghöchsten Templer in Frankreich, zelebriert wurde, und an der auch der Meister der englischen Templer teilnahm.⁹ Gewöhnlich wurden die jungen tatkräftigen Neumitglieder ins Heilige Land geschickt, während die älteren, körperlich nachlassenden Ordensmitglieder im Westen blieben. Dies war bei Jakob der Fall gewesen, der irgendwann Ende der 1270er-Jahre im Vorderen Orient angekommen war.¹⁰

Bei seiner Ankunft hatte Baibars den lateinischen Staaten bereits folgenschweren Schaden zugefügt, obgleich zu dieser Zeit noch der zehnjährige Waffenstillstand in Kraft war, den Lord Edward ausgehandelt hatte. Jakob erinnerte sich später, dass er diesen Waffenstillstand unerträglich fand und gegen den Meister «gemurrt» hatte, weil er den Frieden mit einem Feind der Kirche als eine Art Verrat empfand. Erst später sah er ein, dass «besagtem Meister keine andere Wahl blieb».¹¹ Wie jeder junge Soldat seines Alters war Jakob den Templern beigetreten, um dafür zu kämpfen, dass das heilige christliche Land nicht vollends in Stücke gerissen wurde, und nicht, um die Hände in den Schoß zu legen. Doch genau das musste er gezwungenermaßen tun, als das Gerede über einen neuen Kreuzzug zu nichts führte und al-Aschraf das Werk, das Baibars begonnen hatte, vollendete.

1292 erhielt Jakob von Molays Laufbahn durch das Ableben des kurzzeitigen Meisters Theobald Gaudin eine Wendung.¹² Die Auswahl an Kandidaten für dessen Nachfolge muss recht überschaubar gewesen sein. Innerhalb von vier Tagen gelang es Jakob durch eine rasche (und später als durchtrieben kritisierte) Kampagne, seine Wahl gegen die Kandidatur Hugos von Pairaud durchzusetzen. Später hieß es, er habe zunächst, angeblich ohne eigene Ambitionen, angeboten, die Wahl als unparteiischer Interimsleiter zu beaufsichtigen, doch dann diese Position ausgenutzt, um seine Bewerbung um das Amt des Meisters durchzusetzen. Jakob wusste, wie er die Vorgehensweisen und das Protokoll des Ordens manipulieren konnte, und ganz gewiss wusste er, wie man sich Feinde macht. Der Templer von Tyrus, dessen Verbindung zum Orden mit dem Tod seines Dienstherrn Wilhelm von Beaujeu endete, nannte ihn habgierig und «über alle Maßen knausrig».¹³

So viel zu den Wahlen. Es war gleichwohl der denkbar ungünstigste

Moment, um das Kommando zu übernehmen. Der Orden war zerrüttet, er war seiner Burgen verlustig gegangen und aus dem Land verbannt, zu dessen Schutz er gegründet worden war. Doch inmitten des Chaos entdeckte Jakob von Molay eine Chance. Er stürzte sich in die Aufgabe, den Templerorden im Osten für einen seiner Meinung nach unausweichlichen neuen Kreuzzug zu restrukturieren.

Natürlich konnte er nicht hoffen, dies von Zypern aus voranzutreiben, daher trat er kurz nach seiner Wahl die lange Reise in den Westen an, um die Königshöfe zu besuchen und dort Begeisterung für eine neue Mission zur Befreiung des Heiligen Landes zu wecken.



Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de